DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 2*

Carl Dallago: Die Geburt des Religiösen / Religion und Kirchentum

Anton Santer: Stationen «Türkei 1918» (Schluß)

Anton Santer: Bruchstücke (Ankündigung für einen Autor ohne Werke / Vorworte / Vor einer Madonna mit dem Kinde)

F. M. Dostojewski: Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste

Sören Kierkegaard: Die Sünderin

Ferdinand Ebner: Kultur und Christentum

* *DEZEMBER 1919* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MUHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 1 (OKT. 1919):

Ludwig Ficker: Vorwort zum Widerbeginn / Der Sonnengesang des heiligen Franziskus / Carl Dallago: Weltkrieg und Zivilisation / Anton Santer: Stationen (Türkei 1918) / Ferdinand Ebner: Fragment über Weininger / Sören Kierkegaard: Eine Möglichkeit / Lorenz Luguber: Rückblick auf Galizien / Erik Peterson: Der Himmel des Garnisonspfarrers / Kanso Utschimura: Wahre und falsche Propheten / Theodor Haecker: Ausblick in die Zeit

VERLAG HERMANN MEISTER IN HEIDELBERG

Einladung zur Subskription auf

DIE ERFRORENE GRIMASSE

Novellen von Viktor Friedrich Bitterlich †

Aus dem Nachlaß herausgegeben.

Leser des Brenner dürften sich der wenigen, herben Verse eines jungen Dichters entsinnen, der sich im Schatten Georg Trakls erhob, um aufzuglühen, hinzuglühen und gleich diesem in die Schattenwelt der Ewigkeit zu sinken: Viktor Friedrich Bitterlich wurde zu Beginn des Krieges, 1914, in Galizien schwer verwundet und ist seitdem verschollen. Sein Gedächtnis zu ehren, geht nun — nach mehr als 5 vollen Jahren, da er der Welt verloren ging — dieses sein erstes Buch in die Welt: die Verlassenschaft eines Denkwürdigen, der seinen hartumirrten eigenen Weg verfolgte, bis ihn das Schicksal zwang, sich auf den Wegen fremden Wahnes zu verbluten. Wessen Herz also bereit ist, hier mitzufühlen, möge nicht erst gebeten sein, den nachgelassenen Novellenband Viktor Friedrich Bitterlichs zu subskribieren. Ludwig Ficker.

Preis des Buches: geheftet Mk. 4.— (K 9.—), gebunden Mk. 7.— (K 15.—). Bestellungen aus Österreich und den Succesionsstaaten sind zu richten an die „Literarische Vertriebs- und Propaganda-Ges. m. b. H." Wien I., Tuchlauben Nr. 11, Postsparkassenkonto 176.833.

CARL DALLAGO:
DIE GEBURT DES RELIGIÖSEN

O machtvolle Stille der Natur! Wie durch ein offenes Tor schaue ich durch dich Wege, die ins Unermeßliche führen. Du erschließest mir zugleich mein Inneres und legst diese Wege in mich hinein. Ich will sie begehen und dabei redlich nach dem Religiösen suchen, das den Menschen dieser Welt abhanden gekommen ist.

Das uranfänglich aber im Menschen vorhanden gewesen sein muß. Denn es ist nicht zu denken, daß dieser Mensch mit seinem Uranfang — als aus diesem hervorgegangen — nicht verbunden war. Diese Verbundenheit bedingt jedoch weitere Verbundenheit mit dem Hervorbringer dieses Uranfangs. Es würde bedeuten: mit der Wesenheit des Ewig-Seienden, des Unbedingten, des Absoluten — mit der Wesenheit Gottes. Und diese Wesenheit des Hervorbringers müßte sich als Verlautbarung dem Hervorgebrachten mitteilen. Die Verbundenheit wäre demnach wie eine Angeschlossenheit an die Verlautbarung des Hervorbringers, der erste Mensch: ein Sich-Betätigendes der Verlautbarung Gottes.

*

Die große Stille der Natur ist mir Labsal und Stärkung. Sie ist wie ein Raum, der die Welt von mir fern hält und mein Inneres aufschließt, sodaß, was in mir ist, sich in den Raum der Stille ausgießt. In solcher Weise aufgetan, abseits allen weltlichen Einflüsterungen, alles, was von der Welt kommt, als gering ansehend, nicht achtend auf Kränkung noch auf Ehrung von dieser Seite, ledig auch des Widerwillens, den der ekle Götzendienst des Zeitungsschrifttums oft gewaltig in mir aufkommen ließ, — so will ich nach dem wahrhaft Religiösen suchen, das uranfänglich dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes doch zu eigen gewesen sein muß, und von dem ich immer bestimmter glaube: daß es wohl der Welt als solcher, aber niemals im einzelnen Menschen völlig verloren gegangen ist; daß es wie ein Licht mit

Christus wiederum in diese Welt gekommen, aber von der Kirche und der Christenheit immer mehr getrübt und schließlich bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist.

Ob dieser mein Glaube recht behält, darüber soll mein Suchen und Untersuchen Aufschluß geben.

*

Freilich darf ich nicht wie Augustinus Gott gegenüber sagen: „Ich werde nur Wahres sagen, wenn Du es mir eingibst", und solche Eingebung für meine Deutungen und Auslassungen in Anspruch nehmen; ich dürfte diesen nicht wie jener, weiterhin Gott gegenüber, vorausschicken: „Damit ich also Wahrheit rede, will ich von dem Deinen reden", weil ich nicht beurteilen kann, wie viel Eigenes, Allzumenschliches meiner Darstellung anhaftet, und weil ich außerdem Gottes Wesen nicht so zu erkennen vermag, um von dem, was ich sage, je annehmen zu dürfen, daß es Eingebung Gottes sei.

Was ich allenfalls vor den Vielen voraus habe, ist: daß ich jede Spekulation von mir getan habe, daß mein Denken und Dartun wohl ein natürliches Wachstum ist, genährt von dem Aufenthalt im Freien, von dem Dufthauch der Wiesen und Wälder, von durchsonnter Luft und sommerlichen Höhen, von dem Kommen und Gehen der Jahreszeiten, überhaupt vom Wesen und Walten der Natur der Landschaft, als einem Teil der Schöpfung, an dem Menschenhand und Einsicht noch am wenigsten dauernde Verwüstung anrichten konnte. Diesen Teil der Schöpfung weder aus dem Sinn noch aus den Augen verlierend, halte ich mir eine Zuflucht und Einkehr offen, die mir auch bei größter Ermüdung immer wieder Erquickung bringt.

*

Wenn ich, zurücksehend, mein Leben gewahr werde, sehe ich in meinen Handlungen dem Ergebnis nach umsomehr ein Mißlingen, je mehr sie einem Erzwingen gleich kamen. Sehe anderseits aber auch ein Beginnen umsomehr gelingen, je mehr es inneren Einsatz aufweist. Aeußerer Zwang bewirkt demnach das Gegenteil von innerer Kraft. Und wo jener einsetzt, wird man dieser ferner gerückt. Es ist daher ein Unding, mit äußerem

Zwang das erreichen zu wollen, was einzig durch innere Kraft erreichbar ist. Alles Kirchliche nähert sich in seinem Gebahren bedenklich äußerem Zwang. Was aber bedürfte mehr der inneren Sammlung, also einer inneren Kraft, als der Drang, des Religiösen habhaft zu werden? Schon hier wird mir das Kirchliche ein Gegensätzliches zum Religiösen.

Darum fühle ich, der ich das Religiöse suche, daß ich mich auf meinem Wege von allem Kirchlichen entfernen muß. Das Christentum als Kirche ist auch ein Kirchliches. Meine Aufgabe auf dem Wege zum Religiösen ist daher weniger darin gelegen, gegen dieses Kirchenchristentum anzukämpfen, zumal die Kirche von ihrer Machtstellung bedeutend eingebüßt hat — als vielmehr darin, das Kirchliche als Begriff und dessen Verhältnis zum Religiösen, dem ich vorerst noch das Christliche gleichstelle, darzutun.

Das Christentum als Kirche oder das Kirchenchristentum ist ein Kirchliches, das sich des Christlichen bemächtigt hat. So bemächtigt sich ein Aeußerliches eines Innerlichen, wobei dieses sich zu verlieren beginnt. Die Kirche als ein Kirchliches ist eine Institution. Diese verlangt zwar den Glauben, doch sie frägt nicht weiter nach Werken, die ihn bezeugen; sie verlangt also einen Glauben, der eigentlich kein Glaube ist. (Denn der Glaube als innere Kraft zeigt sich erst im Werke).

Der Kirche genügt es, daß einer sich zu ihr bekennt, indem er sich ihren äußeren Anordnungen fügt, womit das Religiöse noch gar nicht berührt, geschweige denn erreicht ist. Sie nimmt den Schein beflissentlich für Sein. Sie gleicht hier völlig weltlichem Machthabertum, das durch Vermehrung der Anzahl seiner Untertanen ein Wachstum seiner Macht bekunden will.

Nun ist die Kirche die Trägerin und Vertreterin der Religion. Ist aber eine Religion zur bloßen Institution geworden, so ist sie entartet. Der Werdegang dieses Prozesses (bei der Religion als der Grundlage eingesetzt) kommt besser so zum Ausdruck: Wo eine Religion zur Institution entartet ist, wird sie Kirche. Die Kirche entpuppt sich dabei immer mehr als ein weltlicher Körper, dem die Religion gleichsam die Seele oder den Geist geben soll. Und merkwürdig: die Kirche befolgt auch auf-

fällig in ihrem Tun und Lassen das Beispiel dieser Welt, das fast nur auf das Wachstum des Körpers Bedacht nimmt und der Entfaltung der Seele wenig Raum übrig läßt. Das wird immer mehr ersichtlich, je mehr eine Kirche in dieser Welt floriert. Zugleich tut sich immer mehr eine Kluft auf zwischen dem Kirchlichen und dem Religiösen.

Diese Wahrnehmung berechtigt zu folgenden Gegenüberstellungen. Die Kirche ist äußerer Behang; das Religiöse ist inneres Wachstum. Die Kirche organisiert; das Religiöse desorganisiert. Die Kirche verdunkelt mit ihrem Licht; das Religiöse schöpft sein Licht aus dem Dunkel. Die Kirche verschließt; das Religiöse erschließt. Es mag dazu führen: daß das Religiöse dort schwindet, wo die Kirche sich festgesetzt hat. Der Weltkrieg bezeugt es heute: Es ist der Boden der Zivilisation, der Boden, auf dem das Christentum als Kirche sich festgesetzt hat, der den Weltkrieg erstehen ließ. Es ist die sogenannte christliche Welt, in der er wütet und die er nun völlig überflutet. (In mir hinterläßt diese Wahrnehmung die Anschauung: der unglaubliche Gewaltakt, diese Welt der Zivilisation, diese Welt der Heuchelei und Erbärmlichkeit, diese Welt ruchlosester Gewinngier, für die Welt des Christlichen als des Religiösen, für die Welt des Geistigen — das ist: der Herrschaft einer göttlichen Ordnung von jeher, der jeder nur als einzelner durch tiefe Willigkeit in sich nachzuspüren vermag — auszugeben, diese verhängnisvolle Saat hat reife Frucht getragen, die nun zu pflücken die Menschheit dieser „christlichen" Welt vom Geschick gezwungen wird.)

*

Das Gegensätzliche von kirchlich und religiös, beziehungsweise von kirchlich und christlich (meiner vorläufigen Gleichstellung des Christlichen mit dem Religiösen nach) haben erlauchte Männer des Religiösen wie Pascal und Kierkegaard nicht nur bemerkt, sondern auch dargetan. Die grandiose spekulative Veräußerlichung des Religiösen durch die Kirche ließ sie an dieser scharfe Kritik üben. So gelten dem Jesuitismus innerhalb der Kirche die Worte Pascals: „Ihr wollt, daß die Kirche urteile weder über das Innere, denn das ist Gottes, noch über

das Aeußere, denn Gott sieht nur aufs Innere; und da ihr ihr also die Auswahl der Menschen raubt, behaltet ihr in der Kirche die Zuchtlosesten und diejenigen, welche sie dermaßen entehren, daß die Synagogen der Juden und die Schulen der Philosophen sie als Unwürdige würden ausgestoßen und verabscheut haben".

Und Kierkegaard sagt, die ungeheure Fälschung des Christlichen in der ganzen Christenheit, und besonders im kirchlichen Protestantismus, erkennend: „Das ist das Empörende. Vielleicht ist es auch ohne Analogie in der Geschichte, daß eine Religion auf diese Weise abgeschafft wurde: dadurch, daß sie floriert — und man nun unter Christentum das Gegenteil dessen versteht, was das Neue Testament darunter versteht . . . Das ist das Empörende, daß die Schwierigkeiten für das Christentum nun womöglich doppelt so groß sind, als da es in die Welt kam. Denn nun hat es nicht mehr Heiden und Juden sich gegenüber, deren Erbitterung es wecken muß, sondern C h r i s t e n — und muß doch diese C h r i s t e n ganz in derselben Weise gegen sich aufreizen, wie einst Heiden und Juden, da ihnen die geistliche Betrügerzunft eingebildet hat, sie seien Christen . . ."

(Ich habe hier den Ausspruch Kierkegaards nur insoweit gegeben, als ich unbedingt mitgehen kann, und er mir hier auch völlig für den römischen Katholizismus am Platze zu sein scheint.)

Mein Bemühen kehrt nun wieder zum Aufspüren und Dartun des Begriffes des Religiösen zurück — ein Bemühen, das mich von allem Kirchlichen immer weiter entfernen muß.

*

Festgestellt ist: Das Religiöse ist eine innere Kraft. Kraft bedeutet hier ein ganz anderes und viel mehr als Macht. Macht ist auch Leidenschaft; diese kann einen auch zu grunde richten, aber eine innere Kraft muß immer den heben, in dem sie lebendig wird. Das Religiöse ist somit ein Geistiges, in Zusammenhang mit Gott gestellt, mit Gott als dem Geiste. Es ist umso geistiger, je klarer es in seiner Vorstellung von Gott ist. Das bedeutet: je klarer es sich darüber wird, daß Gott unvorstellbar ist. Im selben Grad gewinnt es als Religiöses an Bedeutung.

(Wobei auch hier wiederum das Geistige in die Sphäre des Gefühls verlegt wird.)

Gott ist also nicht faßbar für das Vorstellungsvermögen. Aber die Klarheit des Gefühls, das das Unvorstellbare in sich aufgenommen hat, bringt sich selbst nun diesem Unvorstellbaren immer näher und näher dadurch, daß es alles Vorstellbare und mit ihm alles Tun, das immer erst durch ein Vorstellbares — durch eine Absicht oder einen Zweck — ausgelöst wird, aus sich entläßt. Nun mag durch das Entlassen alles dieses Tuns in der großen Ruhe und Klarheit des Gefühls immer mehr eine Willigkeit aufkommen gleich einer Tiefe, die ins Unergründliche weist und dieses Unergründliche in sich aufnimmt. Für eine solche Willigkeit mag es schließlich erreichbar sein, daß das Dasein noch zu einem völligen Aufgehen in das Walten dieses Unergründlichen und Unermeßlichen, des Unbedingten und Ewigen, wird.

Eine Lebensführung, die ein solches Aufgehen als Ziel vor Augen hätte, wäre zweifellos religiös. Sie wäre zugleich abseits von allem Kirchlichen; sie wäre aber auch wie ein Weg zum reinen Menschentum.

*

Das Religiöse, als das Aufkommen einer Willigkeit dem Unergründlichen gegenüber, hat als Herleitung das Abkommen von dem Ergründlichen. Dieses Abkommen bedeutet ein Aufgeben alles Wissens. Der Ausspruch „Wissen ist Macht" erweist sich als ein Festhalten an Veräußerlichung. Veräußerlichung aber ist Einkerkerung. Das Aufgeben des Wissens untergräbt nun gleichsam diesen Bau der Veräußerlichung und durchbricht diese Einkerkerung. Das Wissen, das weiß, daß es weiß, bricht zusammen vor dem Wissen, das weiß, daß es nicht weiß. Das heißt mit anderen Worten: Das Wissen um sein Wissen verliert seine Macht vor dem Wissen um sein Unwissen. Denn: Wissen um sein Unwissen ist der Beginn der Uebermacht.

Auf diesem Vorgang beruht das Aufkommen des Religiösen, als ein Aufkommen der Willigkeit dem Unergründlichen gegenüber. Denn erst dieser Vorgang stellt einen existenziell einem Unergründlichen gegenüber, vor dem alle Menschenmacht und Einsicht machtlos ist.

In diesem Vorgang ist also auch der Zeitpunkt inbegriffen, mit dem das Aufleben des Religiösen, das Aufleben des geistigen Lebens beginnt. Man verläßt dabei die Grenzen seines Wissens und tritt hinaus in das Grenzenlose seines Unwissens. Der Raum ist geklärt, die Aussicht in einem ist völlig frei geworden. Nun erst steht man eigentlich vor Gott.

*

Ich habe gezeigt, wie man erst vom Wissen um sein Unwissen das empfängt, was in einem das Aufleben des Religiösen bewirkt. Damit habe ich aber die Geburt des Religiösen aus dem Geiste der Unwissenheit dargetan.

Indem ich mir nun Wachstum und Entfaltung des Religiösen vor Augen halte, versuche ich in den Begriff des Religiösen immer mehr Klarheit zu bringen. Vorerst sehe ich, wie er das Gewölk kirchlicher Machenschaften zerrissen hat und nun duch die Anhäufung getrübter Vorstellungen dringt wie blauender Morgen durch ein Nebelmeer. Dabei erweist sich das Religiöse als ein Wegweiser in das Endlose, das es in einem ausbreitet, als ein Raumklärer, der die Grenzen tilgt und das Unbegrenzte aufleben läßt. Es hat zur Folge, daß einem alle äußerlichen Verbindungen mehr und mehr verloren gehen, bis man zuletzt völlig isoliert dasteht, sich selber erschlossen bis ins tiefste Dunkel. Denn die äußerlichen Verbindungen, als Verbindungen mit dem Unbeständigen und Bedingten, müssen umso mehr aufgehoben werden, je mehr die Verbindung mit dem Ewigen und Unbedingten hergestellt wird. In meiner Vorstellung zeigt sich nur: Der religiöse Mensch, dieser Welt gegenüber dastehend in überwältigender Isolierung, in sich aufgetan bis ins tiefste Dunkel.

Wie dieses Dunkel sein Licht erhält, wird nun zum Hauptmoment des Religiösen.

Dieses Licht aber — um es vorweg zu sagen — entsteht durch Unterwerfung. Der Vorgang mag etwas Plötzliches an sich haben, ähnlich einer Enthüllung. Die Hüllen werden weggezogen und das Begehrte erscheint greifbar vor Augen. Im Religiösen entfernt die Unterwerfung diese Hüllen. Der Eigenwille verliert sich in den Willen, der da herrscht von Ewigkeit her. Es be-

deutet: Dieser Wille wird einem als das Begehrte gleichsam existenziell greifbar vor Augen gerückt.

Was einen nun erhellt, ist das Licht der Freiheit. Es wäre die Freiheit des religiösen Menschen. Auf diese Freiheit beziehe ich den Dichterausspruch, den ich in meiner Weininger-Schrift zitiert und dahin abgeändert habe: „Von dem Gesetz, das alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich zu ihm findet." In diesen Worten ist eine Aneignung durch Hingabe ausgedrückt. Der Vorgang befreit vom Gebundensein durch Erfüllung; das heißt: durch Aufgehen in die Kraft, die bindet. Man hat sich dem tiefsten Dunkel ergeben, und es ist in einem wunderbar licht geworden. Man hat sich erniedrigt bis zur Preisgabe seines Willens und ist Anteilhaber am Höchsten geworden. Man hat sich in sich hinein verloren, und der Anschluß an das Ewige und Unbedingte ist dabei gewonnen worden.

Dieses Ewige und Unbedingte, dieses Unerfaßliche und Unentwegte, wird einem nun immer mehr Urquell und Inbegriff aller Macht, es verdichtet sich gleichsam zu einem Bilde, das in der Vorstellung das Wesen eines Herrschers und Richters über alles Geschehen annimmt. Sich vor ihm beugend in völliger Willigkeit, bekennt man sich zu ihm als zu Gott dem Herrn. Was die ganze Bewegung erfüllt, kommt nun zum Ausdruck in den Worten: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit."

Der mögliche Zustand der Klarheit Gott gegenüber ist damit erreicht.

*

Mit dem Vorgebrachten habe ich das Religiöse als geistige Bewegung dargetan bis zu dessen Mündung in Gott. Soweit meine Kräfte reichten, habe ich mich bemüht, getreu meiner Vorstellung auszusagen. Nun ist wiederum der Abend vorgerückt, auch der Abend meiner Klarheit, und ich bedarf des Ausruhens.

Noch wie vor der höchsten Macht stehend, der die Abhandlung mich zutrug, fühle ich mich wie durchdrungen von dem Wunsche: es möge aus meiner Darstellung des Religiösen doch noch eine Wirkung hervorgehen, die wie ein Schlag ist, der den Knoten trifft und zerhaut, den das Unmaß religiöser Entartung einer sich

christlich nennenden Welt aus unvereinbaren Begriffen spekulativ geschlungen und den die Macht der Gewohnheit schon so verhärtet hat, daß er auf andere Weise nicht mehr zu lösen ist.

RELIGION UND KIRCHENTUM

Es obliegt mir nun, meine Darstellung des Religiösen ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen. Das geschieht wohl durch besondere Beachtung alles dessen, was aus ihr hervorgeht. Es ist zunächst: Daß man außerhalb einer jeden Kirche, wie abseits jeder bestimmten Religion, nur im Verkehr mit sich als Schöpfung und der Schöpfung um sich, die überall in Verhangenheit mündet, zur Aufnahme und Entfaltung des Religiösen bis zur völligen Unterwerfung Gott gegenüber bewegt werden kann. Daß ein solches Verhältnis zu Gott in der Ausübung des Religiösen bereits eine Erfüllung bedeutet, womit wiederum das Religiöse als völlig unabhängig von Religion und Kirche dargetan ist. Daraus folgt: Das Religiöse ist weder Religion noch Kirchentum.

Nun ist das Religiöse — wie ich des weiteren dargetan — das, was die Verbindung mit Gott als dem Geiste herstellt und unterhält. Als seine Vollendetheit erscheint die Hingabe an Gott, die bis zum Einswerden mit Gott gelangt ist. Gott aber ist nur Einer. Was im Einswerden mit ihm erst seine Vollendetheit findet — das heißt: erst sich selbst zum vollendeten Ausdruck bringt — kann auch nur eines sein. Darum: Wie es nur *einen* Gott gibt, kann es nur *ein* Religiöses geben. Religionen aber gibt es verschiedene. Daraus folgt: Das Religiöse ist mehr als jede Religion. Und jede Religion muß bereits eine Verkümmerung des Religiösen sein.

Darum ist es ein Unding, wenn eine Religion als die einzig wahre ausgegeben wird. Jeder lautere Bekenner einer Religion hält die seine für die einzig wahre. Dieses einzig Wahre erhält die Religion erst durch die Gläubigkeit einer lauteren Bekennerschaft. Diese Gläubigkeit gibt der Religion erst religiöse Kraft und nicht umgekehrt, nicht die Religion als solche ihren äußer-

lichen Bekennern. Solche Gläubigkeit ist als innere Kraft ein Religiöses, hervorgehend aus dem Geiste der Unwissenheit. Als geistige Bewegung ist sie Unterwerfung einem Nichtzuerkennenden gegenüber. Ich bekenne, daß mein Erkennen nicht ausreicht. Darum begebe ich mich in die Hand dieses Nichtzuerkennenden: so schafft man in sich Raum für den Glauben. Wohl in jedem Bau einer Religion findet der lautere Bekenner noch Raum für diesen Vorgang. Es besagt mit anderen Worten: Wohl jede Religion enthält in ihrem Wesenskern das Religiöse. Dieses erscheint gleichsam als Seele in dem Körper der Religion, der nicht ein von Gott Erschaffenes, sondern erst ein von den Menschen Hinzugefügtes ist. Dieses Hinzugefügte mag bei mancher Religion im Laufe der Zeit so sehr zur Hauptsache geworden sein, daß es den Wesenskern — das ist das Religiöse als das Geistige — völlig erdrückt. Dieser Fall scheint bei der sogenannten christlichen Religion, die bereits als Welt-Religion ausposaunt wird, eingetreten zu sein. Jedenfalls ist ihre Beschaffenheit heute fragwürdig geworden. Ist doch diese christliche Welt, in der die sogenannte christliche Religion längst offiziell geworden ist, zugleich die Welt der Zivilisation, die Welt des Weltkriegs!

*

Der Bau oder der Körper der sogenannten christlichen Religion, der freilich den Wesenskern kaum mehr erkennen läßt, ist mir nahe genug gerückt, um ihn als Kirchentum, beziehungsweise als ein Kirchliches erkennen zu können. Von dieser sicheren Wahrnehmung an der in Rede stehenden Religion aus auf die Beschaffenheit einer jeden Religion als solcher geschlossen, ergäbe sich: Eine Religion besteht aus dem Religiösen und einem Kirchlichen, wobei die Ausbreitung dieses Kirchlichen die Einengung des Religiösen bedingt. Es erlaubt weiter zu folgern: Je mehr Kirchentum in einer Religion, umsoweniger ist in ihr das Religiöse, umsoweniger eigentliche oder wesentliche Religion. Denn je mehr eine Religion im Kirchlichen ihren Ausdruck findet, umso mehr muß ihr das Religiöse abhanden gekommen sein. Eine Religion nun, die nur noch als Kirchentum existiert — das ist: als kirchliche Institution —, muß das Religiöse völlig aus sich verloren

haben. Die sogenannte christliche Religion existiert in der sich christlich nennenden Welt — und wo sollte sie sonst existieren? — wahrnehmbar nur noch als Kirchentum: so steht sie bereits außerhalb des Religiösen.

Alles Kirchentum ist also Veräußerlichung des Religiösen. Das geht schon daraus hervor, daß die Kirche bereits Institution geworden sein muß, ehevor es Kirchentum gibt. Das Religiöse als das Geistige aber läßt sich nicht instituieren in dieser materiellen Welt. Es steht nur dort fest, wo es in keine äußere Formel gezwängt ist. Wo man es durch Institution festgelegt glaubt, ist es bereits abhanden gekommen. Die Kirche als solche ist von jeher beständig geneigt, das Religiöse zu instituieren. Daß sie sich diese Geneigtheit noch als ein Verdienst in religiöser Hinsicht anrechnet, beweist, wie wenig ihr an einer innigen Erfassung des Religiösen als des Geistigen gelegen ist. Auf diese unzulängliche und spekulative Erfassung des Religiösen durch Vertreter der Kirche sind wohl auch deren große Verirrungen zurückzuführen.

*

Heute, da sich jeder redliche Betrachter eingestehen muß, daß die Christlichkeit in der sogenannten Christenheit völlig versagt hat, daß gerade die christlichen Staaten — die Staaten, die sich zur christlichen Kirche bekennen — nur um Besitztümer dieser Welt zu erringen, ihre Völker zwingen, sich gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten — heute, da die sogenannte christliche Kirche sich dem allen nicht im geringsten entgegenzustellen vemag, im Gegenteil: ihre Vertreter in den jeweiligen Lagern nach Berechtigungsgründen für den Massenmord suchen, um ja nichts von ihrer weltlichen Stellung und Versorgung einzubüßen — heute ist es an der Zeit darauf hinzuweisen, daß ein derartiges Versagen seine Herleitung haben muß, daß eine Institution von so bedeutender zeitlicher und räumlicher Ausdehnung wie die christliche Kirche, die sich als die einzige berufene Vertreterin der Lehre Christi ausgibt, zu einem derartigen Versagen nicht von heute auf morgen und ohne Verschulden kommen kann, daß vielmehr eine große und langher rührende Verschuldung vorhanden sein muß, die immer mehr ein Abkommen vom Vor-

bild mit sich gebracht haben mag, bis schließlich das Christliche ganz Kirchentum geworden war und in der Welt so sehr Fuß gefaßt hatte, daß es heute eine christliche Welt gibt, die zugleich die Welt der Zivilisation und die des Weltkrieges ist.

Der redliche Betrachter hat nun vor sich: Ganz in der Ferne, der Wahrnehmung fast entrückt durch das Tun der Welt, den Heiland, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Dessen Lehre und Leben verkünden die Apostel. Die Bekenner dieser Lehre die ersten Christen. Deren Bestreben die Einstellung des eigenen Lebens nach der Lehre und dem Leben des Vorbildes. — Heute die Kirche, deren Wesen Institution ist, die Stellvertreterin Christi auf Erden und die Verkünderin des Christentums als der „allein selig machenden christlichen Religion". Die Gesamtbekennerschaft dieser Religion die sogenannte Christenheit. Deren Errungenschaft die sogenannte christliche Welt, die zugleich die Welt der Zivilisation darstellt, deren Errungenschaft wiederum der Weltkrieg ist. Und dieser geführt um eitel Gut dieser Welt innerhalb der Welt der Zivilisation, die zugleich die christliche Welt ist.

Man erkennt: Als Frucht des Auftretens Christi die ersten Christen, die ihr Leben, der Welt entgegen, nach dem Vorbilde zu gestalten strebten. Als Frucht des Auftretens der sogenannten christlichen Kirche die heutige Christenheit, deren führende Völker in Gier nach Gütern dieser Welt sich gegenseitig zerfleischen und vernichten.

Ein Ausspruch Christi aber lautet: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?" Er bekundet mir wiederum: daß die Lehre Christi und das Kirchentum der Kirche ein völlig Verschiedenes sein muß. Daß die sogenannte christliche Religion nur als Kirchentum existiert und dieses Kirchentum im Bereich der christlichen Kirche als das Christliche und Religiöse angesehen wird. Daß die Kirche damit der Selbsttäuschung bei den Gläubigen Tür und Tor geöffnet, wie sie sich selbst die Welteroberung des Christentums durch das Anwachsen der Anzahl und der äußeren Macht ihrer kirchlichen Bekenner, die noch gar nicht Bekenner sind, vorgetäuscht hat. Wobei die Kirche völlig dem

Apostelwort entgegen handelte: „Werdet Täter des Wortes und nicht bloß Hörer; das wäre Selbstbetrug".

Die sogenannte christliche Religion ist also n i c h t die Lehre Christi, ist n i c h t Christentum. Was unter diesem Namen in der Welt existiert, ist Machenschaft der Kirche, ist Kirchentum und als solches Veräußerlichung. Diese Veräußerlichung ist bereits völlige Verweltlichung dort, wo sie sich die Welt erobert hat, wo sie als die sogenannte christliche Welt ihren bezeichnenden Ausdruck findet. Denn die Welt und das Religiöse lassen sich nicht vereinen. Wo das Christliche, als das Religiöse, Welt geworden ist, muß entweder die Welt das Weltliche oder das Christliche das Religiöse aus sich verloren haben. Nun ist die Welt noch immer sich gleich als Welt, ist noch immer der Inbegriff alles Weltlichen. Die „christliche Religion" aber ist Weltreligion geworden: Religion der zivilisierten Welt, die Religion der Weltlichkeit, die Religion auch jener, die in Veräußerlichung völlig aufgegangen sind. Es bedeutet: es ist der größtmögliche Verfall einer Religion, daß sie Weltreligion wird; sie wird es nur dadurch, daß sie das Religiöse aus sich verliert.

*

Der Begriff Religion wird mir immer fragwürdiger, je mehr ich ihm gerecht werden will. Schon hat sich gezeigt: Je mehr eine Religion in der Welt zur Herrschaft gelangt, umso mehr schwindet aus ihr das Religiöse. Wo sie sich die Welt erobert hat, ist ihr das Religiöse bereits abhanden gekommen. Schließlich verbleibt einem von der ganzen Religion nur noch ein Formenkram, das Kirchentum. Dieses beruht auf lauter Menschengebot. Von den leeren Befolgern dieses Kirchentums gilt das Wort der Schrift: „Dieses Volk ehrt mich mit dem Munde, aber ihr Herz ist fern von mir. Vergeblich ehren sie mich, ihre Lehren sind Menschengebote". Und Christus fügte hinzu: „Gottes Gebot laßt ihr beiseite und haltet die Ueberlieferung der Menschen". Ich höre es so: das Religiöse laßt ihr beiseite, und überlaßt euch dem Kirchentum; dabei brüstet ihr euch mit Religion! Es offenbart mir R e l i g i o n a l s K i r c h e n t u m.

Je mehr ich hinzusehe, umso verfänglicher scheint mir alles Kirchentum für das Aufkommen des Religiösen im Menschen. Es nimmt dem Religiösen gegenüber immer mehr dasselbe Verhalten an wie die Zivilisation der Menschennatur gegenüber. Gleichwie die Zivilisation den Begriff Menschennatur trüben möchte, um im Trüben zu fischen — das heißt: um sich Geltung zu verschaffen — so auch die Kirche den Begriff des Religiösen, um das Kirchliche zur Geltung zu bringen. Das Kirchentum, das als Religion von der Kirche zutage gefördert wurde, erscheint wirklich als das Ergebnis einer Art Züchtung und Zähmung des Religiösen durch die Kirche. Die Natur des Religiösen aber ist das Geistige. Das Kirchentum wäre demnach die Züchtung und Zähmung des Geistigen. Wie sehr entspricht dieser Vorgang dem Begriff Zivilisation!

Was ich von der Zivilisation gesagt habe, erlangt darum auch Geltung für das Kirchentum als Religion. Es bedeutet hier: für das Kirchenchristliche, wo dieses als Christentum im Sinne der Lehre Christi oder als das Religiöse auftritt, dem es so wenig gerecht wird wie die bloße Form dem Inhalt, wie der tote Körper dem Leben. Es erweist sich oft genug als Verstellung, Feigheit und Berechnung, ja auch als Betrieb, gleichwie als Faust vor dem Auge des Geistes. Es stellt dem Religiösen gegenüber auch gleichsam ein Prokrustesbett dar, in das die Kirche das Religiöse hineinzwängt, alles Uebermächtige an diesem gleichsam verstümmelnd durch Ausdeutung. Anderseits muß es der Kirche dazu dienen, allem, was erst sie geschaffen hat, die Größe und Bedeutung des Religiösen gewaltsam aufzuzwingen, wodurch dieses Geschaffene seinem Sinne nach verunstaltet und entstellt wird.

*

Mit dem Gesagten habe ich die sogenannte christliche Religion als Kirchentum und dieses wiederum als etwas dargetan, das dem Religiösen als dem Geistigen gegenüber denselben Verfall aufweist wie die Zivilisation gegenüber der Menschennatur. Vielleicht gleicht meine Darstellung ihrer Wirkung nach doch einem Schlag, der so geführt ist, daß er den Knoten, den das Unmaß

religiöser Entartung geschlungen hat, trifft und zerhaut, und nun auseinander zu fallen beginnt, was nicht zusammengehört. Wobei ersichtlich wird: wie ein Kirchentum, das immer eine Verweltlichung des Religiösen bedeutet, wohl Hand in Hand mit der Zivilisation zu gehen und deren Errungenschaften auch ihrerseits als Errungenschaften anzusehen vermag, aber niemals etwas gemein haben kann mit dem Vorgang, der das Aufleben des Religiösen bedingt. Denn das Religiöse als das Geistige steht allem Weltlichen, als einem Machwerk der Menschen, in ewiger Unbotmäßigkeit gegenüber. Es kennt die Zivilisation nicht. Das Religiöse ist das Wilde. Es steht dort, wo die Menschennatur im Anfang war, als der Mensch noch bei Gott und Gott noch das Wort war. Es stellt gleichsam die vom Menschen gehörte und befolgte Verlautbarung Gottes dar. An keine Form gebunden, vermag auch keine Form es festzuhalten. In sich die Langmut der Ewigkeit, widersteht es jeder Züchtung und Zähmung durch die Zeit. Und je reiner es zum Ausdruck gelangt, umso weniger kann es Kirchentum, kann es Religion sein.

*

Schon ist es Herbst geworden. In Dämmerung hüllt sich der müde Tag. Auch ich bin müde vom vielen Sinnen. Um meine Rast am Waldhang beginnt es zu dunkeln. Nur der Waldgrund flammt noch herbstlich im hinterlassenen Schimmer der untergegangenen Sonne. Rings wird es immer mehr einsam und stille.

Die Stille des wachsenden Dunkels dringt in mich hinein. Das Suchen und Untersuchen verliert sich in mir vor dem Beispiel der Bäume, die regungslos aufragen in die klare Unermeßlichkeit des nächtlichen Himmels, daraus vereinzelte Sterne funkeln.

Schwaz, im Oktober 1918

ANTON SANTER: STATIONEN (TÜRKEI 1918)

(Schluß)

NUSCHEDJE

Mein Zelt umkreisen hungerige Hunde.
Kater und Esel schreien brünstige Not.
Mein Diener schnarcht und langsam kommt die Stunde
in der nichts mehr der tiefen Muße droht
die ich erwarte aus der sternigen Runde.

Du Süden Asias, der sie alle wiegte,
die je Europa mit dem Stoff versahn,
der über andere schwächere Seelen siegte,
dir kann man nur in tiefer Muße nahn.
Dein Geist ist Muße, die sie alle wiegte.

Ob jung wie Buddha, ob in Lebens Mitte
wie Jesus, ob als kluger harter Mann
wie Mohammed sie weckten neue Sitte,
sie haben für die Muße viel getan,
für die ich Armut litt und immer litte.

Im Sold Europas tu ich diese Fahrten,
für sie, die Christus aus den Tempeln wies.
Die Bank, die Wissenschaft führen zum alten Garten,
weltliche Pläne bis ins Paradies,
zur Muße derer die Geschäftige narrten.

Goldlockiger Tabak, Olivenöl und Rosen,
Einfalt und Würde biblisch alter Zeit,
und Milch und Honig, fremder Augen Kosen,
des Zeltes seltsam irre Einsamkeit,
die Träume von des Krieges finsteren Losen.

Der Schlaf am sanften, lullenden Gewässer,
Schildkröte, Krabbe, Schlange, mir zum Spiel,
und jene leise Frage: willst du's besser
als es den anderen ohne dich gefiel?
und Kains braune Hand am blutigen Messer.

O meine zweite Welt, soll ich dir hier begegnen?
Welt hinter anderen Welten immerdar
so still und stets bereit mein Leben umzusegnen,
was ruft mich, wenn ich nie der deine war?
o sag, was soll ich diesem Ruf entgegnen?

Mein Zelt umkreisen hungerige Hunde,
Kater und Esel schreien brünstige Not.
Die andern schlafen, langsam kommt die Stunde
in der nichts mehr der tiefen Muße droht
die ich erwarte aus der sternigen Runde.

NACHRUF

Ich ließ des Krieges eitles Einerlei,
von blinden Mächten die ich heimlich führe
auf den Balkan gesandt, der blutigen Bürden frei,
frei für die Arbeit, deren Sinn ich spüre:
zu fragen wie gemischt mein Herzblut sei.

Unschätzbar sind der Völker Wiegengaben.
Gemischten Blutes Stimmen sind mein Teil.
Sie waren in der Heimat schwer zu tragen.
Nun spenden sie dem Wanderer ihr Heil:
sie lehren mich nach meinen Vätern fragen.

Mein Weg glich einem rosigen Dornenpfade
auf dem mich Eros führt, der mich erschuf
als Mischling. Oft in launenhafter Gnade
von Arm zu Arm berief sein starker Ruf
mein Blut, das ich ihm ja zu danken habe.

Was in Europa Frau und Liebe hieß
treibt mir zuweilen alles bunt vorüber.
Oft mehr als alles, was ich je verließ,
bewegt es mich und macht mein Auge trüber.
Oft sah ich dennoch bis ans Paradies.

Am Tor des Paradieses stand geschrieben:
Laß Eva Eva sein und tue was du mußt.
Zum Manne macht dich nur, was du dem Weib verschwiegen.
Der Kinder und des Leibes Zucht und Lust
teile mit ihr an deines Hauses Wiegen.

Willst du die Früchte solcher Härte sehen,
jahrtausendlang geübte sanfte Hand,
die dunklen Augen, die nur dich verstehen,
wandre und warte tief im Morgenland:
Erzvaters Tochter wird dir auferstehen.

Ihr, halbvergessner Vaterländer Kinder,
die mir erstehen, ihr der Erde nah,
ihr, ferne von dem Heiligen und Sünder,
lehrtet mich schweigend, wie mir wohlgeschah,
daß ich ein Mann ward, eurer Fremdheit Künder!

Kurz war auch dieser Liebe gute Zeit,
noch nicht für Kinder und nicht mehr für Alte,
war eines heißeren Tags Gelegenheit
zu fragen was ich heimlich stets gestalte:
Was ist mein Leben jenseit dieser Zeit.

GUEBZEH

Bäume und Wolken groß und rundgeballt
im weiten Himmelblau, still wie die Sonne selber.
Oliven silbergrün und vielgestalt,
grüner als sonst der Wein, die weiten Saaten gelber.
Im blauen Meere Mittags stummer Halt.

Ein Halt für alles, das in Zeiten west.
Am Grabe Hannibals geschlossne Runde.
Der du die Weltgeschichte nicht verstehst
bleib mit der Welt im zeitlos tiefen Bunde
und hier vergiß den trügerischen Rest.

Im schnellen Werdegange neuen Lebens
muß vieles wieder sein was früher wahrlich war.
Vielleicht harr ich der Inbrunst nicht vergebens,
die einst beseligte der Heiligen Schar,
ein eiliger Schüler ihres langen Strebens.

Vom Grabe Hannibals, der noch in andren Welten
fern meiner Zeit als Feind der Römer west,
wallfahrt mein Sinn von rastlosen Gezelten
zu Säulenheiligen annoch unerlöst,
zeitlos noch irgendwo wo sie als Heilige gelten.

Zeitlos vielleicht und ohne zu geschehn
ist alles je vor Gott. In dieser Starre
bleibst du was du schon bist. Mach deine Augen sehn.
Nur daß ich seh, geschieht was ich erharre,
und mußt' ich alles was ich tat begehn.

Und was ich hinter jenem Schleier bin
von dem die Weisen aller Zeiten reden,
ich weiß es nicht. Es ist ohne Beginn.
Darin liegt alles was die weisen Veden
mir Weises sagen: ich bin der ich bin.

So gilt es denn mein dunkles Ich zu tragen
das mir der Bilder Flucht nicht offenbart
und hier mein einziges Gebet zu sagen:
In wessen Hand liegt heimlich meine Art?
Er mag sie ewig kosen oder schlagen!

KARA MURSAL

Gutem Schlafe günstig regt sich das Meer
selten und leise am Ufer unter dem Fenster,
schönen Erinnrungen holder und ferner hartem Begehr.
Leise ladet die Stunde vergangner Stunden Gespenster,
schöne Bilder, erlöst ohne mich, um mich her.

Wieder zum Unbekannten am dämmernden Ufer vorüber
— dunkel geballte Bäume umschwiegen den Pfad —
über das reglose Wasser zum Honighofe hinüber
führen und wiegen die Ruder den Fremdling der naht
unbekannten Freunden am dunklen Ufer vorüber.

Zwiesprach mit deutscher Stimme durch reifende Nacht,
nur zwei Stimmen gemischt in der Stille der Stunde.
Liebe Grüße geschlafen, geträumt und gewacht
kommend vom Ufer aus nie gesehenem Munde,
unsere Stimmen vereint in der Stille der Nacht.

Viele Hände am Ufer zum Gruße gegeben,
fremde Laute, für Fremdlinge sorgendes Wort,
Hausen im Hofe, der Frauen geborgenes Leben,
das der Blick eines Fremdlings verstört und verdorrt,
nur dem Herren verschlungener Sippe ergeben.

Weite Ritte durch Siedlungen aller Arten,
türkische Dörfer in tiefen Wäldern verstecki,
griechische Fischerdörfer die klüglich der Wendungen warten,
bunter Kähne Reihen und Brunnen von Dächern gedeckt,
klarerer Zeiten Ruinen auf einsamen Fahrten.

Hoch auf den Bergen verlassene Höfe und Gärten.
Alte Befürchtung von kolchischer List und Gewalt
riß und vertrieb in des Lebens bitterste Härten
jene Armenier von England beschützt und bezahlt.
Betteln sah ich Medea mit Kindern ohne Gefährten.

Hodschas kosten mir brüderlich Schulter und Haar.
Glänzenden Auges teilte pfadlose Beschwerden
mancher fastende Asker und brachte mir dar
was die Gehöfte boten mit wirtlich bescheidnen Gebärden.
Patriarchen sah ich hart gütig und wahr.

Solche Dinge beträumend dehn ich mich gerne
in der Gemeindekanzlei im Feldbett und zähle vor mir
alle die türkischen Akten von jeher und lerne:
türkische Städtlein amtieren noch ohne Papier.
Unserer Aemter gedenkend genieß ich die Ferne.

ANWANDLUNG

Schon wieder rundet sich ein Tag des Lebens,
kein Tag wie ihn die Uhr, die Sonne mißt,
ein längerer Tag, deß Abend sagt: Vergebens
suchst du in dir was du nun nicht mehr bist.
Laß ab von Zielen allzu alten Strebens!

Und schau! Vielleicht am neuen Horizonte —
Ungerne hört ich heute solchen Ruf.
Der Tag der Einsamkeit in der ich gern mich sonnte
war aber wirklich um, da er mir nichts mehr schuf
als Pein, daß ich sie nicht mehr lassen konnte.

Da ging ich dran, die Einsamkeit zu lassen.
Es war ein langer Weg den ich so fand.
Noch weit vom Ziel vermag ich kaum zu fassen
was viele andere aneinander band
in übermenschlich herzlos tätige Massen,

bis da und dort die neue Sonne lacht,
vielleicht mit wenigen aber klaren Strahlen
im Lande rings die Farben neu entfacht,
mit denen arme Maler gerne malen
der Schönheit dienend wahr und unbedacht.—

Das gallige Lachen alter Junggesellen
erschreckt mein Herz und macht es ahnungsvoll.
Fast wird es alt wo alte Hunde bellen.
Impf dich, mein gutes Herz, sonst wirst du toll.
Und meide jede Art von Narrenzellen.

Von der Zersetzung geilen Zeichen wende
den Blick zum Himmel der mit Sternen starrt
hinaus weit über unser eitles Ende,
hinaus — und vieles wird dir Gegenwart
frei von den Schwächen deiner alten Lende.

Und lieber flieh als allzu oft zu klagen
in bunte Vielheit die du nicht verstehst,
wo Türken singende Gebete sagen
und du durch der Sophia Tore gehst,
die noch die Kreuze ohne Arme tragen.

Wohl immer öfter kehrt auch dir die Frage:
Wann war es, daß ich mein Geschick bestimmt
und was mir heut geschieht entschieden habe?
Und war ich heimlich sehend oder blind
oder von Gott geführt an jenem Tage?

War ich geführt auch dieses nur zu sehen
als eines, das nicht meines Amtes war,
das Glück des Erdenbürgers zu verstehen,
der sich erlebt in seiner Kinder Schar
bereit sein Dasein wieder zu begehen?

ENTSCHLUSS

In diesen Zeiten ohne jede Kunde
von allem was mir jemals Heimat hieß
entsteigen finstere Träume mancher Stunde.
Es ist als ob ich alles längst verließ
was ich noch Liebe nenne mit dem Munde.

Was je mein Sinn von bösen Dingen ahnte
wird reif zur Ernte — niemals trog mein Sinn.
Ich weiß, der Sturm der sich nun Wege bahnte
reißt mich von euch und reißt mit sich dahin
was ich für euch ihr Lieben, Guten, plante.

Treu wie die Toten will ich immer bleiben
euch, die ihr mit mir wart in jener Zeit,
aus der wir nun ins Unbekannte treiben.
Ihr Hoffnungen, fahrt wohl, ich bin bereit
der Zeiten neue Zeichen mitzuschreiben. —

Doch hinter solchen Worten hör ich schlagen
drei Herzen, die nicht leben ohne mich,
und bäume mich und weiß nicht mehr zu sagen. —
Wohl, unsere alte Welt verdunkelt sich.
Ich aber wills für euch noch einmal wagen.

MALTEPE

Der Tag ist da und endlich kommt die Stunde,
in der, wer leben will, bekennen muß.
Aus unermessener Verwüstung Runde
kam ohne Glocken ihr verschwiegner Gruß:
Bekennt euch neu, viel Altes ging zugrunde.

Ihr, die ihr uns in dieses Leid geführt,
nehmt euer Kreuz und tragt es zum Gerichte.
Das Leid macht frei von euch und ungerührt.
Ihr, die ihr unreif bleibet zum Verzichte,
reift langsam für die Gluten, die ihr schürt.

Mehr lebt als je was ohne Worte warb
von Aug zu Auge und im stummen Munde.
O wieviel Münder, deren Wort erstarb,
hör ich noch immer flüstern in der Stunde,
in der die schöne Welt für sie verdarb!

Die Sieger reden, die Besiegten schweigen.
Sie sehen tiefer in die neue Zeit —
und was sie sahen wird auch euch zueigen:
Der einzige Weg zum Geiste führt durch Leid
zur Tiefe, der die Mächte stets entsteigen.

*

Noch immer umgibt mich bunte Welt und Gestalt
und bannt mich, wo ich Wege ins Jenseits suchte.
Meerwinde beblasen am Morgen mit alter Gewalt
die roten Dächer Maltepes, denen ich fluchte,
und wandeln in Schönheit den unfreien Aufenthalt.

Die letzten Reste der Zeit, die Uniformen und Orden,
Lügen und eitle Gewalten, die Eingeweide
des Krieges, hier unter Abschluß faul geworden,
k. k. Konservengifte vergeß ich und meide
Europa im Anblick der stoischen Türkenhorden.

Und um es rund und füglich herauszusagen:
Für jene, die ihre Sache auf sich gestellt,
sind gute Weiblein oft leichter zu ertragen
als mancherlei Schwätzer aus überlebter Welt.
Schöner sind die, die nicht vieles zu sagen haben.

Die sieben Inseln ein Bild aus zeitlosen Zeiten.
Stambul, das gefallene, Raubes und Mordes voll,
besetzt von den Mächten die sich ihr Erbe bereiten.
In dunklen Augen träumende Trauer und Groll.
Meeres und Himmels Gleichmut und zeitlose Weiten.

*

Es ist an uns, die wir so lange schwiegen,
den Sturz der alten Maße zu bestehn,
im Chaos junge Hoffnungen zu wiegen.
Es ist ein Weg, es ist ein Ziel, wir gehn!
Auf, wandert fürder wo die Sieger liegen!

Doch über Hoffnungen und blutigen Lehren
vergeßt nicht wieder daß es Jenseits gibt
jenseits von allen rauchenden Altären,
jenseits von allem was ihr haßt und liebt,
jenseits von Zeiten, Sternen, Bergen, Meeren.

Vielleicht unmenschlich ferne aller Welt,
vielleicht ganz nahe ist das Unbekannte.
Weltkinder sind wir in die Welt gestellt,
vielleicht ein Glied am Leibe der uns bannte
wie unser Leib sich Blut und Nerven hält.

Wir wissen nichts als daß die Welt sich neut,
sobald der Sinn sich auf das Jenseits richtet.
Schön wird die Welt und alles unbereut
was je geschah und alles unvernichtet.
Und auch der Toten heiliger Tag ist heut.

*

Dies ist meine sonderbarste Stunde:
Meer und Himmel strahlen sanftes Blau
durch die Nacht. Es warten in der Runde
sieben Inselberge schwarz und grau.
Lang von allem Lieben fehlt die Kunde.

Fremder Häusergiebel Schattenbilder,
gelbe Lichter da und dort im Meer,
stille Wünsche da und dort und milder,
mächtiger wird das Nachten ringsumher,
Furcht und Hoffnung schweigsamer und wilder.

Bis ich weiß: mein Wille gleicht den Schatten,
deren Schwarz das Blaue strahlen macht,
jenen schweren, dunklen, nimmersatten
Inselbergen in der sanften Nacht.
Wer da Licht will, will er nicht auch Schatten?
Sterne glühen nur in dunkler Nacht.

*

Mein war der Morgen. Alle Inseln lagen
an Wind und Sonne rings im blauen Meer,
ein Morgen, sich die Wahrheit ganz zu sagen!
O wie viel neue Farben ringsumher
und Winde, die in klaren Buchten lagen.

Die Wahrheit gibt es, die die Verse flieht,
die alles Glück des Dichtens überwindet
und schweigt. Der Dichter hofft, daß er sie sieht,
und schweigt, daß er die Stille findet,
und wird ihr Diener mit dem letzten Lied.

Sieh, deine Zeit ist da! Vielleicht verloren
ist alles was dir deine Dichtung hieß,
und war nur Pfad hieher wo du, erkoren,
die Pfade schaust, die dich das Wesen wies,
dem Verse Spiele sind vor Menschenohren. —

Mein ist der Morgen. Alle Inseln liegen
in Wind und Sonne rings im blauen Meer.
Beglückend war der Rhythmus seiner Wiegen,
Beglückend ist die Stille ringsumher,
der alle Sucher endlich unterliegen.

ANTON SANTER: BRUCHSTÜCKE

ANKÜNDIGUNG FÜR EINEN AUTOR OHNE WERKE

Ich sammle hier die Meinungen des Patienten, dem mein Nachruf galt. Es sind von mir nebeneinander gestellte Bruchstücke: aus Vorworten zu ungeschriebenen Büchern, aus Briefen ohne Adresse, aus Tagebüchern ohne Datum; kurz gesagt, ich sammle Schritte aus unterbrochenen Anläufen. Wenn diese Schritte nichts als einerlei Richtung haben, so sind sie vielleicht mehr Weg als ein Tanz um Bilder.

Sollte ein Bücherkäufer etwa nach Lesung der „Vorworte" fragen: was heißt das alles? So meine ich: Diese Vorworte und Anläufe sind Antworten darauf, weshalb Leute wie mein Freund keine Bücher schreiben. Sie bedeuten also ungefähr das Gegenteil vieler Vorworte und Titel, welche als Markt-Ausrufnamen für Windgeburten unsere schon gegenüber jeder Psychose und gegenüber jeder einigermaßen religiösen Bewegung eitle schöne Literatur kennzeichnen.

Da es meinem Freunde, dem mehr Feinhörigen als Vielgestaltigen, nicht beschieden war, die Stimmen seines Inneren in einem an Puppen verteilten Selbstgespräche tönen zu machen, so habe ich den sonderbaren Plan gefaßt, dieses Buch ungeschlossen und ohne Ende bei jenen umgehen zu lassen, welche sich vielleicht darauf einlassen, zu vollenden, indem sie ihre eigene Art daran setzen, ihre Stimmen bei der Monotonie des Freundes erheben, und diese damit in die Rede über den Reden zu fügen, welche verschiedenen Seelen als einzelnen Wörtern den Sinn eines höheren Satzes gibt. Ohne zu vergessen, wie menschlich bedingt auch solche Sätze noch dem Jenseits gegenüber sind.

Ob sich nun diese alte Idee vom Buch ohne Ende, das nur unter Mitarbeitern reist, verwirklichen läßt, ob damit ein besserer Abschluß gegenüber der schönen Literatur möglich ist als ihn z. B. kirchliche Klugheit pflegt, ob es gelingt, Leute nebeneinander zu stellen, welche mehr miteinander als gegeneinander

reden, das ist die Frage. Ich lasse drei Stücke folgen, welche, als Vorworte gedacht, alsbald Monologe wurden.

ERSTES VORWORT

(zu einer skeptischen Philosophie gedacht?)

Man kann gegenüber allzu unbescheidenen Zweifeln, welche die bedingte Geltung von gut und böse, gesund und krank bemerken, daran erinnern, daß die Bildung derartiger Begriffe oft der größere Schritt aus dem Nichts war und jeden Tag wieder ist als die Kritik dieser Begriffe. Die Erkenntnis ihrer Bedingtheit und der Rolle, welche sie nur zu ihrer Zeit im Leben der Einzelnen und der Kulturen spielen, ist wohl verträglich damit, daß man persönlich nach dem wahren Bedarf seines Wesens jeweils mehr die Geltung oder die Belanglosigkeit dieser Begriffe betrachtet, ohne daraus Tugend oder Untugend zu machen.

Wer glaubt, daß es etwas Einziges, Höchstes gibt, das für alle erreichbar sei, der hat manche Folgen anzublicken. — Kann dies etwas sein, das jeder Mensch in seinem Leben schon erreicht? Wohl nicht — denn auch Kinder und Weiber und Andere sterben. Also gibt es kein höchstes Gemeingut aller, welches im Leben erreicht wird; es wäre denn das Leben selbst, gleichviel welch eines.

So ist denn ein höchstes Gut und Ende entweder nicht gemeinzugänglich oder nicht in Einzelleben enthalten. Was hat nun die Annahme für Folgen, daß es nicht im bekannten Leben und nicht im Unbekannten ein gleiches Ziel und einen Sinn für alle gebe, eine Annahme, welche manche Tieren gegenüber machen und andere Kulturen gegenüber. Welche Bedeutung hat das einzelne Leben ohne diese Annahme?

Alles solche führt in tiefe Grübelei. Immer aber weißt du heimlich, daß deine Aufgabe eine Art Wahrheit ist, für die es keinen Namen gibt als Richtung auf das Künftige, und keine Partei unter Parteien. Denn was Parteien wollen, hat seine Tragweite von heut auf morgen und findet Lob wie Tadel nur im Werktag und teilet die Bedingtheit aller Dinge mehr als ein einzelnes lebendiges Herz.

Hier sollen Versuche von Worten begleitet werden.

Ein Versuch, daß kalte Betrachtung sich nicht befeinde mit der Hingabe an Treibendes, Trübes, daß sich Kopf und Herz nicht mehr befeinde, was auch das Ende davon werde.

Noch ein Versuch: daß sich nicht aufhebe, was nur meineigen und was anderer Sache ist, was ich will und was Mächte wollen, welche einigen.

Und noch ein Versuch: Wohl werden erfolgreiche Egoisten und Idioten hohen Stiles von Menschenanbetern gefeiert. Ungefeiert aber bleiben noch Andere. Diese gilt es zu finden und nicht an sich selber zu scheitern.

*

So weit war ich und ging daran alles Unvereinbare vereinen zu wollen und schon die alte Süßigkeit dieses Glückes andere zu lehren, bevor ich es hatte. Da wendete sich alles, noch ehe ich meine Lüge in die Literatur getan hatte und kam ganz anders.

Eines Tages wurde mir bewußt, nicht so bewußt wie Besseren, an die ich glaube, aber bewußter als an allen Tagen vorher, daß ich in meinem bisherigen Leben immer an der Auflösung von Widersprüchen gearbeitet hatte. Ich rede nun davon nicht in den paar kurzen Worten, welche nur die verstehen, welche so weit sind wie ich und weiter, sondern ich kann alles nur sagen im Hinblick auf eine geliebte Person, und es steht nur hier, wenn ein Herausgeber und Kenner von Lesern, die ich nicht kenne, dies für angemessen hält.

Wenn ich also oft darnach gesucht habe, ohne es ganz zu wissen, und wieder suche, was das Gemeinsame in meiner Vergangenheit ist, so finde ich heute im Kinde, im Knaben und im Manne nur e i n e n Faden, der unzerrissen die Wege durch meine Seelen zurückleitet: eben daß ich immer an der Lösung von Widersprüchen mit Kopf und Herz gearbeitet habe und daß jeder seelische Schmerz aus dem Mißlingen kam, wenn er nicht das Mißlingen selber war. Nicht leicht war es mir gemacht, und ich könnte es fast so gut Kampf wie Arbeit nennen. Und da stehe ich heute und muß für mich und andere bekennen, daß der Widersprüche nur mehr wurden. Mehr des Unauflösbaren, des Unvereinbaren, der Schmerzen; je länger ich lebte.

Und ich stehe und finde das und will nicht mehr die endgültig zweifelnde Abkehr — zum Tode — und will nicht die Abkehr zu dichtenden Träumen — zum Tode — und will nicht die Abkehr zum Glauben an Andre — zum Tode.

Ich habe nichts als daß ich nun dem Unauflösbaren g e g e n ü b e r stehe und es sein lasse. Dies ist alles.

*

Als ich dir, geliebtes Kindliches, für das ich dieses schreibe, nahe kam mit der kalten Ruhe endgültigen Zweifels, da warst du lebendiger als dieser, du Geliebtes.

Und als ich dir, geliebtes Kindliches, nahe kam mit meinen dichtenden Träumen, da warst du wahrer als diese, du Kindliches.

Als ich dir nahe kam, bereit an Andere zu glauben, da warst du gläubiger an mich, o du Geliebtes, als ich selbst.

Und so nahm ich es auf mich für uns beide und steh dem Unvereinbaren gegenüber und lebe, weil du mich liebtest.

*

Das Unvereinbare ist vielerlei, und ich will weniges nennen.

Unvereinbar ist, was ich für mich suche und dichte um meines einzlen Wesens willen, und was da andere brauchen für ihr einzelnes Leben.

Unvereinbar ist Menschenkenntnis und Menschenliebe, denn jene kennt das Tote und diese liebt das Lebendige.

Unvereinbar ist das schweigende Künftige mit den Formen vergangener Kunst.

Nicht auflösbar ist, daß nur das Stumme weiterlebt und nur das Tötende redet, daß sich das Denken denkend widerlegt, der Zweifel zweifelnd.

Unvereinbar ist, was die Einsicht in die Bedingtheit alles Irdischen lehrt und was die Liebe zum Unbedingten anrät; ist unvereinbar, aller Rede ungeachtet.

Unvereinbar ist noch vieles, vieles, und dünkten mich in finsteren Minuten auch dein Zufriedenes und mein Unzufriedenes, deine Offenheit und meine Verschlossenheit, dein Kindliches mit meinem Lebenskampfe; ja unauflösbar dünkte mich

dein Tag voll schöner Dinge in meiner Nacht voll Sterne, da war es wie Morgendämmerung als ich dich liebte.

Nicht leugnen und nicht lösen will ich die Widersprüche des Lebens, nur vor mich hinstellen, daß ich sie wahr habe. Und sollte mich dabei die alte Verzweiflung heißen mich wieder vergeblich zu mühn, so weiß ich doch dabei, daß ich dich liebe, du Kindliches, und fahre fort die Litanei zu sagen, die mich meinen Brüdern verbrüdert.

Unvereinbar ist Liebe und eifernde Leidenschaft. Nicht auflösbar ist es, daß die einander hassen, die ich liebe,

daß jemand liebt ohne geliebt zu werden.

Unvereinbar ist eines Menschen Starrsinn mit der Milde dessen, ohne den er nicht sein kann.

Unvereinbar ist die Sehnsucht der Liebe mit der Verantwortlichkeit des armen Weltknechtes gegen Weib und Kind.

Nicht auflösbar ist der Widerspruch der Eltern im Kinde.

Unvereinbar ist es, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, wenn er da besser und lieblicher ist als dies Selbst, ohne Spott gesagt.

Widerspruchvoll ist das Wort: tu deinem Nächsten wie dir selbst, solang es ein Wort dieser Welt ist.

Unvereinbar ist das Geheiß, der Welt zu geben, was ihrer ist, und Gott, was Gottes ist; ist unauflösbar trotz aller Rede.

Unauflösbar isi es, daß keine Rede soviel Wahrheit hat als Schweigen, und dieses doch gesagt sein will,

daß keine Lehre mehr ist als sie ungesagt war, und dieses doch gelehrt sein will,

und das Geheiß, alle Literatur und Kunst zu meiden, daß sie endlich ganz verderbe um des wahreren Lebens willen, und dafür noch mit ihren Mitteln zu werben.

Und also schweige ich. Aber ich lebe. —

So bin ich denn meines weisen Buches enthoben, aber Brüdern verbrüdert. Denn es wird kein Blick auf diese Zeilen fallen, der nicht zu sinnen beginnt und noch andre Widersprüche weiß und leidet als ich. —

ZWEITES VORWORT

(für eine Autobiographie gedacht?)

Bist du auch reif zu schweigen, gleich Heiligen und Idioten?

Willst du in deine unbewußte Seele immer wieder zurückstoßen, was ihr in nicht gebilligter Gestalt entsteigen will?

Oder gilt dir alles Lebendige gleich und das Lebendigste am meisten?

Bist du nach innen gekehrt wie ein Türke? Nach außen wie ein Grieche?

Nach vielen solchen Fragen sagte ich mir: Neues Leben suche zuerst, nicht andere Worte. Und einerlei ist, ob du allein in der Welt an ein Ende zielst oder mit anderen!

*

„Es ist ein Beruf, meinesgleichen zu sein", das darf mir jeder sagen.

Damit will ich mir nichts erschleichen, keine Duldung von denen, welche nicht zur Duldsamkeit berufen sind. Uneinig, selbstisch und oft kalt war ich und liebte mich doch immer weniger, als mich andere liebten, und meine Unrast mehr als diese Andern. Und hab ich noch kein Ziel wie andere, so wart ich eben auf das meine. Für nichts bin ich noch untergegangen und viele mußt ich reden lassen und immer noch muß ich warten.

Daß es den gütigen Zufall gibt, ist genug für mich, und vielleicht einmal wird mein Tod ein solcher.

Was gibts vom Leben anderes zu sagen als: es lebe das Leben! Und auch das geschieht ohne mich.

Es macht weder traurig noch froh, daß ich hier von mir rede. Aber es ist meine Sache.

*

Vielleicht ist es auch einmal wahr gewesen, daß man alles für alle machen soll. Aber heute und für mich ist es nicht so. Ich seh viel Welten in der Welt, und viele weiß ich, die das wissen, so sicher daß sie davon schweigen. Kind, Mann und Greis hat Recht für Kind und Mann und Greis; der Bauer und der Städter, der Kranke und der Gesunde, und jeder allein für sich.

Fände ich nur erst mich selbst, denn sowahr ich damit beginne: ich habe mich selbst noch nicht. Aber wo ich bin, da bin ich nicht immer gewesen, und wohin ich will, da bin ich noch lange nicht. Eine Wanderung gibt es, auf der man sich selbst fast vergißt und immer nur ahnt, daß andere ebensoweit sind. Mit diesen schweigen ist mehr als mit anderen reden.

*

Auch dies ist eine alte Sache, die man liest und nicht weiß, bis man sie glauben muß:

Weiß jemand einen Schleichweg, mehr Glück zu machen als er sich zugemessen weiß, wenn er dreißig Jahre und kein Tor ist?

Meinesgleichen wissen, daß sie immer eins fürs andere zahlen mußten, und das Glück, zu dem uns andere beglückwünschen, wir haben es immer erst erhalten, wenn es uns gleichgültig war, und wir klagen nicht darüber.

Es ist mir, als hätte ich doch mein Glück von jeher selbst gewählt und heimlich nichts gewollt von der fügenden Güte, das mich aus der Richtung bringe. Und wirklich hieß das einzige Knabengebet, an dessen Erfüllung ich sicher glaubte, bei dem ich heimlich mehr als Teufelsbeschwörer zitterte: „Erspar mir nichts auf meine blinde Bitte!" So gewiß war ich als Knabe, niemals besser zu werden, daß ich oft mit Gott zu paktieren versuchte, er möge mich als Mann nicht hören. Oder war es der Wille, nicht weiter zu leben, dem Tode weiter entgegen, der dabei mitsprach. Vielleicht war was davon schon in meiner Mutter. Denn dieser muß ich glauben, daß sie vor meiner Geburt wünschte, daß ich lieber sterbe als in die Kriminalakten gerate, die sie für meinen Vater abschreiben mußte.

Dies alles waren wohl Ahnungen der kommenden Unfreiheit des Mannes. Wie sonderbar klingt es zu anderen gesagt. Denn mit jedem pflegte ich sonst in seiner Sprache zu reden, und jeder wollte von mir nur wahr haben und lebendig lassen, was er brauchte. Und nun soll ich zu allen von allem schwatzen.

Da bin ich so weit, daß ich kein Buch mehr bezahlen will mit der Schamlosigkeit gegen mein Leben, das einige Schwei-

gende liebten. Nicht mehr bleibt mir je davon zu sagen, o du geliebtes Kindliches.

Und ihr, eitle Bekenner und Beschauer, nichts Besseres könnte ich euch geben als den Wunsch, daß ihr die Liebe findet, welche gegen euer Künftiges offen und gegen euer Vergangenes verschlossen ist.

DRITTES VORWORT

(zu einer Lebenskunst)

So hart und lang es ist — man muß daran glauben lernen, daß andere nicht anders werden, wenn man nur handelt als wären sie schon, wie man sie will. Von den Karikaturen und Gespenstern, die da zur Welt kommen, rettet sich der Mann von Welt am besten.

Wer aber mit der Welt fertig wird, indem er als Murrkopf in Abseits und Einbildung das und jenes nicht wahr haben will, der wird bald zwischen jenen stehen, welche nicht lügen können, da sie Wahres und Falsches nicht mehr unterscheiden.

Wenn man keinem Zweifel ausweicht und früher oder später dahin kommt, bedingte Welten nebeneinander zu sehen, so gibt man es auf, zu allen zugleich noch reden zu wollen. Aber wo jetzt andere sind, da komm ich hin, und andere kommen an meine Stelle. Da gibt es keinen Ehrgeiz, aber die Fügung, welche schon viele beschrieben, die Gelassenheit gegenüber der Vielgestalt der Welt, die Gnade, die wohl keinem begegnet, solange er andere belehren will. Nur suchen, worin man einig ist. Dies führt in Gesellschaft, so wahr der Wille zur Macht in schlechte Gesellschaft führt

*

Viele unterschätzen, wie sehr man sich verdirbt, wenn man sich in schlechterer Gesellschaft verständlich machen will, wenn man sich gegen Liebe durch andres ersetzen will als durch Liebe. Wer an diesen zwei giftigen Brunnen der Lüge, des Dürstens ungeachtet, vorübergeht, der geht ein in Einsamkeit oder gute Gesellschaft.

Uebrigens gibt es noch für ihn Zeiten, wo die fragliche Welt, das trübe Gemisch aus Marktweisheiten, sich klärt und wird

wie Wein. Alles wird einfach und genug, ohne weiteres. Wir könnten es erzählen wie Kinder, aber niemand hört auf uns, als wer des Weines schon selber hat. Da geht man in den Garten, wo die Kinder spielen und alte Leute sich sonnen. Diese sagen: „Es wird schon warm. Das Gras wird grün neben dem Schnee. In der Nacht ging der warme Wind". — Was mehr?

Es sind Zeiten ohne die Einsicht, welche immer nach Regeln, und ohne den Glauben, welcher immer nach Ausnahmen sucht. Die Zwischenzeiten, in denen die Welt ein Garten wird für gemessene Schritte, mit Bänken für Höfliche, zur Rast nebeneinander.

Dann ist es neues Leben, wenn man an nichts mehr wie bisher glaubt und heimlich nur weiß, daß man weiterlebt. Es ist nicht mehr die Zeit, alte Worte zu machen, es ist noch eine wortlose Zeit. Das Leben gilt soviel wie der Tod, und Schweigen gilt soviel als Worte. Wenn alles Bisherige nichtig wird, beginnt die Lust, wieder still zu sein wie Wachstum. Keine Worte, keine Taten als Wachstum.

*

Bei meiner Großmutter, welche ohne Arzt lebte und starb und deren Blut mich vor manchem bewahrt: ich habe oft ohne Umschweif an Narrheiten gedacht. Jetzt möchte ich noch ebenso ohne Umweg davon reden können, wie einem wird, wenn man in den großen Topf schaut, in dem Verstand und Narrheit, Arzt und Kranker, so ganz einander gehören. Da zuckt so schnell ein Glück im Herzen, daß man nur weiß, daß es da war: Uns darf es einerlei sein, wenn man uns Narren nennte. Und wenn es mich oft kränkt, wenn niemand versteht, was ich meine, so weiß ich doch Einen, dem alles eins ist. Auch ob ich ihn liebe oder hasse. Denn unsere Sprache spricht er nicht.

*

Wenn aber die tiefe Idiotenfreude darüber, daß man unverständlich und allein ist, zuende geht, dann schaut uns zwischen allen Dingen neuer Zweifel an. Und wenn wir recht verzweifelt sind, und sich zur rechten Zeit die gleichen Glocken schwingen

wie einmal — so klingt das mehr als ehemals nach Weihnacht und künftigem Glück der Geselligen.

Andere geraten noch weiter hinter die Dinge, die man als Kind noch einzelne Dinge nennt, und verstummen wie wehender Schnee. Und können sich selber begegnen und fest dem Knaben ins Auge schauen, der sich die harte Krone Eigensinn schon ins warme Haar setzte. Diesem kann man ins Auge schauen und manchen Tieren. Im übrigen tut es oft gut, in Gesellschaft die Augen schließen und schlafen.

*

Ich weiß, daß ich bisher nur weiterlebte und mich änderte, wenn ich nicht befriedigt war. Soweit ich es sehe, lebte ich also nur unzufrieden, und zufrieden — sterbe ich. Und weiß, daß es nicht meine Sache ist, Tod und Leben zu loben oder zu schelten, nicht für mich, noch gar für andere.

Oft genug habe ich dort gewartet, wo ich nicht weiter wußte. Die Tage kommen von selber, wo Trübes klar wird

Und was wäre alle Unterweisung und List des Umganges mit Menschen, gehalten gegen die gütige Fügung, daß unser zwei noch immer auf der Bank im Garten zu warten wissen, ohne uns Lehren vorzusagen.

VOR EINER MADONNA MIT DEM KINDE

Es kommt aus derselben Erfahrung, wenn der Romantiker die unbeirrbare, ja unabwendbare weibliche Treue besingt, wenn der Türke dem Weibe seine eigene Seele abspricht und sein Haus in Selamlik und Haremlik teilt, wenn mir ein Arzt klagte, daß er sich aus Abneigung gegen die gespenstig selbstlose, nur empfangende, auf Schritt und Tritt nach seinem Leben dürstende Liebe seiner Frau — es waren vielleicht oft nur die lästigen Fragen eines ungeliebten Kindes — von ihr schied, und wenn alte und neue Märchen vieler Völker erzählen von der Menschwerdung eines schönen, ewigweiblichen Gespenstes oder Nixleins ohne Seele durch die Paarung mit dem Manne, im Guten als treue Hausfrau oder im Argen als blutsaugender Alp. Ja, hinter alledem liegt eine Tatsache und hinter dieser Tatsache

für jeden Mann die Lehre: Nähere dich Frauen nur mit dem, was du dahingeben kannst und willst.

*

In einem späteren Alter verliert der Einsame die Fähigkeit, geschlechtliche Grazie noch zu lernen. Da kann es kommen, daß ihn Leidenschaft häßlich macht und eifersüchtig, so daß sich nur rechnende Frauen seine Werbung gefallen lassen. Also werden oft Dirnen die Frauen der Einsamen, Spätlinge und Halben zwischen bloßer Entspannung und wahrhaftiger Paarung. Aber ich sah an Freunden die Güte des Zufalls, daß auch solche noch zur Einsicht kommen: Mehr als alles Für und Wider das Weib ist es, die Kindhaftigkeit der Frauen zu sehen, zu lieben oder zu meiden, nicht anders als der Verantwortliche Kinder liebt oder meidet, deren Brücke und Wiege das Kindhafte in den Frauen ist. Ob man Kinder liebt, auch wenn sie vieles wollen, das ist die Frage. —

*

Es gibt treue Naturen, denen alles weitere Glück nur Versuchung ist zum Verrat an ihrer Enttäuschung. Es sind Leute, welche zu folgerichtig und trotzig sind, das verspätete Glück der Zufälle zu genießen. Welches ist noch das Glück dieser Rebellen gegen Welt und Lügen der Liebe? Vielleicht nur, daß sie keines erwarten. — Auch für die Paarung dieser gibt es keine Regeln als: Sei, was du bist, und tu, was du nicht lassen kannst. Und wer da von zweien den andern wahrhaftig braucht, der soll nachgeben und wird keine Würde verlieren.

*

Altes Marktgerede davon sagt, daß die bare Lust dem Schmerze verwandt sei. Manchen scheint sie umgedeuteter Schmerz. Die Paarung ohne Uebertäubung durch Lust ist ja Schmerz und Ekel — zu viele wissen es — und man kann es erraten, wenn man an ein feindliches Gewühle nackter, fast hautloser Leiber denkt. So ist es ein alter Triumph des Fleisches über Schmerz und Geist, einen Vorgang, welcher das uneingeweihte Kind nur brutale Schmerzen erraten läßt, derart verwandelt zu haben. In dieser unheiligen Wandlung scheint mir

das Zeichen der Gebundenheit alles Einzelnen in weitere leibliche Zusammenhänge unmittelbar ersichtlich. Nichts lebt ohne Gebundenheit in ein Anderes, ohne Religion. Nur Grad und Art dies zu wissen, die bewußte Religion, ist verschieden. Es ist in diesem Sinne ein von vielen heidnischen Religionen gefeierter Vorgang, wenn die Gebundenheit des Leibes in die Menschheit als Lust zu Worte kommt.

Also ist es auch keine leere Grübelei, von hier aus der Religion des Leibes und der Religion des Geistes nachzugehen, bevor man Frauen nachgeht.

Wer sich aber, statt also zu grübeln, übt, das Kindhafte und Künftige an den Frauen zu sehen und darauf zu achten, ob er dieses liebe oder meide, der wird oft schöner und besser sein Verhalten klären und reifen als analytische Geister.

*

Es gibt Männer, für die auch ohne Spott die Frau ein schöner Körperteil des Mannes ist und Stillhalten die beste Frauenbewegung. Und andere daneben, welche Frauen in Sachen des Mannes einsetzen, wo sie selber beginnen zu versagen und zu verzagen. Wer aber die Aenderung des bisher gezüchteten Verhältnisses zwischen Mann und Weib beschleunigen will, wird oft gemäßigt, wenn er an die lange Vergangenheit denkt und an die leiblichen Grundlagen, welche nicht eine unschöne Lüge werden sollen. Auch daß sich die beiden Geschlechter ähnlicher wurden, war schon oft ein Zeichen einer vergangenen, hierin ähnlichen Zeit. Aber die Kindhaftigkeit im Weibe ist das, was bisher die Zeiten und Kulturen überlebt hat.

*

Es gibt zwei Verhalten des Mannes zu Frauen Er läßt sie sein, wohl wissend, wie irre es führt, wenn man sie nicht wahrhaben will, sondern so oder so Männliches vom Weibe verlangt, wie jener zweite tut. Beide können Wüstlinge sein, wobei der erste als Kenner, der zweite als Verächter, und jeder ohne die Verantwortung des ganzen Mannes zuwerke geht. Im Alter befaßt sich der erste wie Casanova mit unbestimmter Trauer,

nur ein Weib unter Weibern gewesen und also noch unbefriedigt zu sein. Der zweite fängt an, weiberfeindlich zu philosophieren, sofern er länger lebt als Don Juan. Und beide haben die Frage versäumt: Liebst du die Kinder? Mit deiner Antwort such oder meide die Frauen, deren es — habt acht, ihr Kenner! — so vielerlei gibt als Kinder.

*

Ich kann den Weg nicht beschreiben, den äußeren nicht, einen Tag lang allein durch Wälder, und nicht den Weg der müßigen Gedanken, welche nur das eine gemein hatten, daß sie willig waren, auf die Wahrheit zu warten. Könnte ich einen anderen diese Wege führen, die ich selber nicht genau wiederfinde, es müßte ihm ebenso einfache und klare Einsicht werden, daß es das Beste seiner Seele sein kann, was in ihr auf Paarung verzichtet, oder das Schlechteste. Damit ist das Zölibat, dieser kluggemeinte Schutz der Geistlichen vor den tiefsten Störungen, Frauen und Kindern, ein Verhängnis über das Beste und Böseste eines Mannes. So kann sogar noch eine Dirne im Dienste einer besseren Macht stehen als mancher unwillig Enthaltsame, und ihr Lied ist schon oft so menschlich gewesen als anmaßlicher Brautjubel eines Wohlbestallten, welcher der von der Armut Entmannten oder der unstörbar geistlichen Brüder vergißt.

*

Käuflichkeit der Frauen wäre in einer denkbaren Gesellschaft mit einem von ihr selbst restlos gutgeheißenen Geldkreislauf die klarste mögliche Anpassung und Hingabe der Frau an die Zivilisation dieser Gesellschaft und an ihre Moral. Der Liebreiz einer sozialen Optimistin müßte sich folgerichtig für etwas verkaufen, das anerkanntesten Wert hat, und dieses Etwas wäre in solchen Zeiten ein Tarif, den der Minner zunächst schon als Nachweis seiner Geltung in der Gesellschaft und damit seiner Tüchtigkeit zu leisten hätte.

Wer aber nennt mir eine Gesellschaft, in der er diesen Tarif bezahlen möchte? Und wie wenig sind oft die erfolgreichen Waffen für Lebenskampf und Werbung dieselben. Waren doch Drohnen in Uniform berufen, nichts als Männchen zu sein, da-

mals, ehe erfolgreiche Händler als Krieges Gewinner berufen wurden, nichts als die Käufer der Frauen zu sein.

Wohl kommt manche Tätigkeit damit in die Welt, daß schöne Frauen teuer sind. Aber zu vieles Arge in dieser Sache kommt davon, wie der Mann zu Gelde kommt. So ist die Frage unter uns wahrlich offen, ob die teuersten Frauen dem Menschenhaushalte besser dienen oder jene, die sich verschenken. Ich aber weiß, daß beide ihre rechte Rolle spielen, du Kindliche, der ich so vieles im Abseits danke. Und manch einer wird sie beide gelten lassen. Wo nicht, werf er den ersten Stein, wohin es ihn gut und billig dünkt. Er wird ihn kaum zu werfen wissen.

*

Ich hörte einen Nationalökonomen fragen: Weshalb hängt der Arme am meisten am Leben? In sein Bettlerleben zeugt er doch seine Kinder?

Aber Kinder sind die einzige Form, in welcher sich ein Armer ausdrücken kann; sie sind je für ein paar Jahre sein Eigentum und sind ohne irgendwelche Art operativer Verstümmelung des Lebens nicht zu hemmen. Nicht aber sind sie ein Zeichen, daß ihr Erzeuger am Bettelleben hängt, sondern oft ein Versuch, dieses zu bereichern. Arme zeugen, weil sie sonst nichts haben. Deshalb unter anderm zeugen sie fleißiger als die Reichen und oft nicht schlechter.

Dennoch, ihr Arme: in euer Bettelleben zeugt ihr eure Kinder!

*

Zuweilen jäh kommt neues Leben, so daß wir der Kräfte lächeln, die wir an Kokette verlebt haben. Dann ist es Zeit, an die braven Weiblein zu denken, welche ohne Worte von uns wollen, was sich erhalten läßt, wie gute Kinder. Dabei ist noch so viel Lust und Tugend, daß ihr Lob ins Weite führt. Und ich will nicht dabei mitgetan haben, daß sich Schwätzer auf diese Dinge stürzen.

Es gibt Frauen, von denen man alle Erdentugenden verlangen darf. Nichts weiter als wacker zweibeinige jüngere Brüder mit Brüsten und dann Mütter, kein schlechter Platz um in die Welt zu kommen. Die muß man nicht mit Halbheiten quälen,

sondern tapfere liebe Kinder sein lassen, die im Leben besser strampeln als triste Philosophen, und ihre Sache besser treiben als viele von uns ihre Sachen. Man muß freilich auch zuzeiten allein sein können neben diesen, weil man sie sonst stutzig macht oder überlegen oder befangener als nötig in ihrer Liebe. Und nicht immer ist es ja leicht allein zu sein neben Kindern.

Haben wir nicht alle solche gekannt? Sie haben besser für sich gesorgt als Philosophen es taten. Wo sind sie? — Ich sorge mich nicht um sie und ich liebe sie, weil sie mich nicht bekümmern. Deiner aber denke ich tiefer im Herzen, die du dich hingegeben hast an mich ohne andere Hoffnung.

*

Da dreh ich mich wie im Traume. Ich kann über allem das Nachtgesicht nicht vergessen. Und als wär es in zeitloser Ewigkeit auch an dir geschehen, du Geliebtes, so umdroht mich, was in diesen Jahren an Frauen und Kindern geschah, für die wir Männer alle verantwortlich waren.

Da fürchte ich heimlich meine ärgste Furcht auf der Erde: Geliebtes so zu verlieren, wie jene vielen unentrinnbar verloren gingen. Denn ich weiß nicht, ob ich Besseres verdient habe, da ich den Krieg überlebte. Und ich weiß nicht, ob Reines dem Verfall verwirkter Zeiten entrinnt, es wäre denn auf gemeinsamer Flucht zum Tode. Und sowahr ich als Mann verantwortlich war für das unsühnbare Verderben der Kindhafteren, so will ich in mir ertöten alles Männliche, das jener Verantwortung auswich.

Da hört' ich dein Lachen im Traum, du Botin des ewig Kindlichen, das verzeiht und wieder zur Welt kommt. Und nicht vergänglicher dünkte mich doch das Lachen als alle Tränen Vergangener, die keiner von uns mehr sühnt. Nicht mehr von dir und mir war es getan, daß da sich der Himmel wölbte über Madonna, dem Kind und dem Sünder. Es war für alle Zeiten getan.

F. M. DOSTOJEWSKI:
ÜBER PERSÖNLICHE VERVOLLKOMMNUNG IM RELIGIÖSEN GEISTE

1880, kurz vor seinem Tode, hat Dostojewski in einer Entgegnung auf Einwendungen eines Herrn Gradowsky gegen seine berühmte Puschkin-Gedächtnisrede das Schicksal Europas in einer Weise vorgezeichnet, die heute, da sich dieses Schicksal zu erfüllen beginnt, — ähnlich wie Kierkegaards „Kritik der Gegenwart" — in einem letzten und entscheidenden Sinne aktuell geworden ist. Es heißt da:

Im Christentum, im wirklichen Christentum wird es Herren und Diener geben, aber ein Sklave ist undenkbar. Ich rede vom wahren, vollkommenen Christentum. Diener sind nicht Sklaven. Der Jünger Timotheus diente dem Apostel Paulus, als sie gemeinsam umherzogen, aber lesen Sie doch die Briefe Pauli an Timotheum: schreibt er an einen Sklaven, ja überhaupt an seinen Diener? Ich bitte Sie! Das sind doch Briefe an seinen „Sohn Timotheus" an seinen „geliebten Sohn"! Ja, in einem solchen, gerade in einem solchen Verhältnis werden die Herren zu den Dienern stehen, wenn diese wie jene vollkommene Christen sind. Herren und Diener wird es geben, aber die Herren werden nicht Tyrannen sein, und die ihnen Dienenden nicht von ihnen Tyrannisierte. Stellen Sie sich vor, daß es in der zukünftigen Gesellschaft einen Kepler, einen Kant, einen Shakespeare gibt: sie leisten die große geistige Arbeit für alle, und alle wissen das und verehren und schätzen sie. Natürlich hat Shakespeare keine Zeit, sagen wir, sein Zimmer aufzuräumen. Glauben Sie mir, unter solchen Voraussetzungen wird unbedingt ein anderer Bürger zu ihm kommen, um ihm zu dienen, er wird es freiwillig tun, wird ungebeten die geringe Arbeit bei Shakespeare verrichten: sein Zimmer aufzuräumen usw. Wird er deshalb erniedrigt oder ein Sklave sein? Keineswegs. Er weiß, daß Shakespeare unvergleichlich nützlicher ist als er und er sagt sich oder ihm: „Dafür sei dir Ruhm und Ehre, und mir ist es eine Freude, dir dienen zu können. Soviel ich's kann, trage ich auch meinen Teil zur großen Tat bei, indem

ich dir Stunden des Schaffens erhalte, doch bin ich deshalb noch kein Sklave. Gerade durch diese meine Erkenntnis, daß du, Shakespeare, dank deinem Genie höher stehst als ich, habe ich bewiesen, wenn ich zu dir kam, um dir zu dienen, daß ich an sittlicher Menschenwürde dir keineswegs nachstehe, sondern als Mensch dir ebenbürtig bin." Oder vielmehr, er wird das gar nicht sagen. Es wäre schon allzu selbstverständlich. Solche Fragen sind ganz ausgeschlossen, ja undenkbar. Denn die Menschen werden dann wirklich neue Menschen sein, Kinder Christi, und werden das ehemalige Tier in sich überwunden haben.

Nun werden vielleicht die klugen Leute lachend einwenden: „Ja, wozu sich dann noch um die Vervollkommnung im Geiste der christlichen Liebe bemühen, wenn wirkliches Christentum, wie aus alledem hervorgeht, auf der Erde überhaupt nicht vorhanden ist, oder falls doch, dann nur so selten, daß man diese vereinzelten Fälle kaum wahrnehmen kann, anderenfalls (wie wiederum aus meinen eigenen Worten hervorgeht) wäre ja sofort alles beigelegt, jegliche Sklaverei vernichtet und den Menschen bliebe nichts weiter übrig, als Gott dem Herrn eine Hymne zu singen!" Ja, natürlich, meine Herren Spötter, wirkliche Christen gibt es noch entsetzlich wenige (aber immerhin gibt es doch schon einige!). Woher aber wissen Sie, wie vieler es bedarf, damit das Ideal des Christentums im Herzen des Volkes nicht stirbt und mit diesem Ideal auch seine große Hoffnung erhalten bleibt? Ins Weltliche übersetzt: wie vieler unverfälschter treuer Bürger bedarf es, damit in der Gemeinschaft der Menschen die Idealgestalt eines Bürgers nicht vergessen wird? Auch diese Frage werden Sie schwerlich beantworten können. Hier handelt es sich um eine Sozialökonomie von eigener Art, von einer ganz besonderen Art, die uns noch unbekannt ist und die sogar auch Sie, Herr G., noch nicht kennen.

Wieder wird man einwenden: wenn die große Idee nur so wenige Anhänger hat, von welchem Nutzen kann sie dann sein? Ja aber wer vermag denn jetzt schon zu sagen, von welchem Nutzen sie schließlich sein, was sie zu guter Letzt bewirken wird? Offenbar ist bisher nur das Eine nötig gewesen: daß der große Gedanke nicht starb. Ganz etwas anderes ist es dagegen jetzt,

wo etwas Neues in der Welt herannaht und man bereit sein muß... Und übrigens handelt es sich hier gar nicht um den Nutzen, sondern um die Wahrheit. Denn wenn ich felsenfest daran glaube, daß die Wahrheit hierin liegt, gerade hierin, woran ich glaube, was geht es mich dann an, daß die ganze Welt an meine Wahrheit nicht glaubt, mich verspottet und einen anderen Weg geht? Gerade darin liegt doch die Macht eines großen ethischen Gedankens, gerade dadurch vereint er die Menschen zum stärksten Verband, daß er sich nicht nach seinem sofortigen Nutzen bewerten läßt, sondern die Menschen in die Zukunft leitet, zu ewigen Zielen, zu absoluter Freude. Wodurch wollten Sie sonst die Menschen zur Verwirklichung Ihrer sozialen Ideale vereinigen, wenn Sie keine Grundlage in einer uranfänglichen großen sittlichen Idee haben? Diese sittlichen Ideen haben aber alle das eine gemeinsam: daß sie ausnahmslos auf der Idee der persönlichen absoluten Vervollkommnung am letzten Ende, d. h. als Ideale beruhen, denn diese Vervollkommnung enthält alles in sich, alles Streben, alles unendliche Verlangen, und folglich ist sie, gerade sie der Mutterschoß aller unserer sozialen, bürgerlichen Ideale. Versuchen Sie es doch mal, die Menschen zu einer bürgerlichen Gesellschaft zu vereinigen: zu dem einzigen Zweck, um für ihre „Bäuchlein zu leben"! Die sittliche Antwort auf Ihren Versuch wäre die Formel: „Chacun pour soi et Dieu pour tous." Unter dieser Formel wird aber keine einzige bürgerliche Gesellschaft lange bestehen, Herr G.

Doch ich gehe noch weiter und beabsichtige, Sie in Erstaunen zu setzen.

So hören Sie denn, Herr Professor, daß es speziell soziale Ideale, die mit ethischen Idealen in keiner organischen Verbindung stehen, die vielmehr für sich ganz allein bestehen, also vom Ganzen abgeteilte Ideale, wie Sie sie mit Ihrem gelehrten Messerchen abteilen zu können meinen, ferner, daß es solche soziale Ideale, die äußerlich übernommen und an jeden beliebigen neuen Ort verpflanzt werden könnten und daselbst zu gedeihen vermöchten, als „Institution" wie Sie sich ausdrücken — daß es solche Ideale, sage ich, überhaupt nicht gibt, noch je gegeben hat und auch gar nicht geben kann! Ja, und was ist denn eigentlich

ein soziales Ideal, wie ist dieses Wort überhaupt zu verstehen? Sein Wesen liegt natürlich in dem Bestreben der Menschen, eine Formel für ihre soziale Organisation zu finden, eine möglichst fehlerlose und allen gerecht werdende Formel — nicht wahr? Aber diese Formel ist den Menschen unbekannt, sie suchen sie schon seit Tausenden von Jahren, seit dem Anfang ihrer geschichtlichen Entwicklung und können sie nicht finden. Die Ameise kennt die Formel ihres Ameisenbaues, die Biene die ihres Stockes (wenn sie sie auch nicht nach Menschenart kennen, so kennen sie sie doch in ihrer eigenen Art und mehr ist ja nicht nötig), aber der Mensch kennt seine Formel nicht. Wenn das aber der Fall ist, woher sollte dann wohl das Ideal einer sozialen Organisation in die menschliche Gesellschaft gekommen sein? Verfolgen Sie die Geschichte und Sie werden sogleich sehen, woher das Ideal kommt. Sie werden sehen, daß es einzig und allein ein Erzeugnis der sittlichen Vervollkommnung der einzelnen Menschen ist: damit fängt es an, und so ist es von jeher gewesen und wird ewig so bleiben. Als erstes sehen wir in der Geschichte jedes Volkes, jeder Nationalität, daß die sittliche Idee der Entstehung der betreffenden Nationalität immer vorangegangen ist, denn gerade sie ist das, was die nationale Besonderheit bildet, sie erst erschafft die Nationalität. Hervorgegangen aber ist diese sittliche Idee immer aus mystischen Ideen, aus Ueberzeugungen, daß der Mensch ewig sei, unsterblich, daß er nicht wie ein gewöhnliches Erdentier nur sein Leben friste, sondern mit anderen Welten und der Ewigkeit verbunden sei. Diese Ueberzeugungen sind immer und überall zur Religion geworden, zum Bekenntnis der neuen Idee, und stets hat sich dann, kaum daß die neue Religion entstanden war, sogleich auch staatlich eine neue Nation gebildet. Nehmen Sie z. B. die Juden oder die Muselmänner: bei ersteren bildete sich die Nation erst nach der Gesetzgebung durch Moses, obschon sie bereits mit dem Gesetz Abrahams begonnen hatte, und ebenso sind die mohammedanischen Nationen erst nach dem Koran entstanden. Um den empfangenen geistigen Schatz zu erhalten, beginnen die Menschen sogleich, sich einander anzuschließen und dann erst, in eifriger gemeinsamer Arbeit „nebeneinander, füreinander und miteinander" (wie Sie sich

beredt ausdrücken) — dann erst fangen die Menschen an, auch danach zu suchen, wie sie sich wohl so einrichten könnten, daß von dem erhaltenen Schatz nichts verloren gehe, dann suchen sie nach einer sozialen Formel des gemeinschaftlichen Lebens, nach einer Staatsform, die ihnen am ehesten helfen könnte, suchen jenen sittlichen Schatz, den sie erhalten, wenn möglich über die ganze Welt hin zu seinem vollsten Glanz zu entfalten und zu seinem größten Ruhme zu erheben. Und wohlgemerkt, sobald nach Ablauf der Zeiten und Jahre (denn auch hierin waltet ein Gesetz, das wir freilich nicht kennen) in der betreffenden Nation das geistige Ideal zu verfallen begann, da begann zugleich auch die Nation zu verfallen und mit ihr auch ihr ganzer Staatsbau, und es verblich auch das soziale Ideal, das sich inzwischen in ihr gebildet hatte. Von welcher Art der Charakter der Religion eines Volkes ist, von dem Charakter sind auch die sozialen Formen dieses Volkes. Folglich sind die sozialen Ideale mit den sittlichen Idealen stets unmittelbar und organisch verbunden, doch die Hauptsache ist, daß sie einzig und allein aus diesen hervorgehen. Ganz für sich allein aber entstehen sie nie, denn indem sie entstehen, ist ihr Zweck nur die Befriedigung des sittlichen Strebens der betreffenden Nation, je nachdem wie und inwieweit dieses sittliche Streben in ihr entstanden und vorhanden ist. Folglich aber ist die „persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste", wie wir sehen, im Leben der Völker die Grundlage alles weiteren, denn die persönliche Vervollkommnung ist nichts anderes als die Ausübung der empfangenen Religion. Die „sozialen Ideale" aber entstehen nie ohne dieses Streben nach Selbstvervollkommnung und können auch gar nicht ohne dasselbe entstehen. Sie werden vielleicht bemerken, auch Sie hätten ja gesagt, daß die „persönliche Vervollkommnung der Anfang alles weiteren" sei und daß Sie nichts mit einem Messer geteilt hätten. Das aber ist es ja gerade, daß Sie dies doch getan haben, daß Sie einen lebendigen Organismus zerschnitten und somit in zwei einzelne Hälften geteilt haben. Die persönliche Vervollkommnung ist nicht nur „der Anfang alles weiteren", sondern auch die Fortsetzung des Ganzen und sogar den Ausgang begreift sie in sich. Sie umfaßt, erschafft und erhält den Organismus der Nation und

zwar nur sie allein. Nur für sie lebt die soziale Formel der Nation, da sie doch nur zu dem Zweck gesucht wird, um den ursprünglichen ersten Schatz zu erhalten. Wenn aber in der Nation das Bedürfnis nach allgemeiner einzelner Vervollkommnung in dem Geiste, der dies Bedürfnis hervorgerufen, erlischt, dann verschwinden allmählich auch alle „bürgerlichen Einrichtungen", da es dann nichts mehr zu erhalten gibt. Deshalb kann man unter keinen Umständen dem zustimmen, was Sie in folgenden Worten ausdrücken:

„Dies ist auch der Grund, weshalb die soziale Vollkommenheit der Menschen in so hohem Maße von der Vollkommenheit der sozialen Institutionen abhängt, die im Menschen wenn nicht christliche, so doch bürgerliche Werte heranbilden".

„Wenn nicht christliche, so doch bürgerliche!" Sieht man hier nicht das Messer des Gelehrten, das Unteilbares trennt, das den ganzen, in sich abgeschlossenen lebendigen Organismus in zwei getrennte tote Hälften teilt, in eine sittliche und eine bürgerliche?

Sie werden vielleicht sagen, daß sowohl in den „sozialen Institutionen" wie in der Rolle des „Bürgers" die größte sittliche Idee enthalten sein kann, daß in bereits ausgereiften, entwickelten Nationen die „bürgerliche Idee" stets an die Stelle der anfänglichen religiösen Idee tritt, die sich also gewissermaßen zu jener entwickle und der jene daher durchaus rechtmäßig folge.

Ja, das behaupten allerdings viele, wir aber können für die Richtigkeit dieser Auffassung kein einziges historisches Beispiel finden. Wenn die sittlich-religiöse Idee in der Nation sich überlebt hatte, so setzte immer nur ein panisch ängstliches Vereinigungsbedürfnis ein, nämlich zu dem Zweck, um für den Fall, daß etwas geschehen sollte, „die Bäuchlein zu retten" — andere Ziele kennt die bürgerliche Vereinigung dann nicht mehr. Da vereinigt sich gerade jetzt die französische Bourgeoisie, und vereinigt sich nur zu diesem Zweck: um die eigenen Bäuchlein vor dem vierten Stand, der schon die Tür, die zu ihr führt, zu zertrümmern droht, sicherzustellen. Aber das „Retten der eigenen Bäuchlein" ist von allen Ideen, die die Menschen zu vereinigen suchen, die schwächste und letzte, in jeder Beziehung. Sie ist schon der Anfang vom Ende, ist die Vorahnung des Endes. Sie vereinigen sich,

und dabei spitzen doch alle die Ohren und äugen ängstlich, um bei der ersten Gefahr möglichst schnell auseinanderzustieben. Und was könnte dann die „Institution" als solche, als etwas für sich allein Genommenes, wohl noch retten? Gäbe es Brüder, so gäbe es auch eine Brüderschaft. Wenn es aber keine Brüder gibt, so können Sie durch keine einzige „Institution" Brüderschaft" erzielen. Was für einen Sinn hat es, überhaupt eine „Institution" zu schaffen und mit der Aufschrift „Liberté, Egalité, Fraternité" zu versehen? Erreichen werden Sie mit einer solchen Institution entschieden nichts, so daß man dann wohl — oder vielmehr unfehlbar, oder sogar unbedingt — zu den drei Worten noch etwas als viertes hinzufügen müßte, nämlich: „ou la mort". „Fraternité ou la mort" — und die Brüder werden den Brüdern die Köpfe abschlagen, um durch eine „bürgerliche Institution" Brüderschaft einzuführen. Das ist nur ein Beispiel, aber ein gutes. Sie, Herr G., suchen die Rettung in Aeußerlichkeiten. Sie meinen: Mag es auch bei uns in Rußland auf Schritt und Tritt nur Dummköpfe und Spitzbuben geben (vielleicht hat es auch wirklich den Anschein, natürlich je nach dem Standpunkt), aber da brauchte man nur irgendeine europäische „Einrichtung" aus Europa nach Rußland zu verpflanzen und es wäre, Ihrer Ansicht nach, alles gerettet. Die mechanische Uebernahme europäischer Formen (Formen, die dort vielleicht morgen schon zusammenbrechen werden), die unserem Volk fremd und seiner Art nicht angepaßt sind, ist bekanntlich der Hauptgedanke der russischen Westler. Uebrigens belieben Sie, Herr G., indem Sie Rußland seine schlechte Organisation vorwerfen und ihm Europa vorhalten, sich wörtlich auszudrücken:

„Vorläufig aber können wir uns nicht einmal in jenen Fragen und Widersprüchen zurechtfinden, die Europa bereits längst beantwortet und überwunden hat".

Wie, Europa und bereits überwunden? Wer hat Ihnen nur so etwas aufbinden können? Dieses Europa ist doch schon am Vorabend seines Falles angelangt, eines Falles, der ausnahmslos allgemein und furchtbar sein wird. Der Ameisenbau ohne Kirche und ohne Christus (denn die Kirche, die ihr Ideal getrübt hat, hat sich dort allerorten schon längst in einen Staat verwandelt) mit

seinem bis auf den Grund erschütterten sittlichen Prinzip, dieser Ameisenbau, der alles Gemeinsame und alles Absolute eingebüßt hat — dieser Ameisenbau ist, behaupte ich, bereits so gut wie untergraben. Der vierte Stand fängt an sich zu erheben, schon pocht er an die Tür und begehrt Einlaß, und wenn man ihm den nicht gewährt, wird er die Tür zertrümmern. Er will nicht die früheren Ideale, er verwirft jedes Gesetz, das bisher gegolten. Auf Kompromisse und Nachgeben läßt er sich nicht mehr ein, mit schwachen Stützen und kleiner Hilfe werden Sie da das Gebäude nicht retten. Nachgiebigkeit im Kleinen feuert nur an, und der vierte Stand will alles haben. Es wird etwas einsetzen, was bisher noch niemand für möglich gehalten hat. Alle diese parlamentarischen Regierungssysteme, alle gegenwärtig herrschenden sozialen Theorien, alle zusammengescharrten Reichtümer, alle Banken, Wissenschaften und Juden, alles das wird im Nu zunichte werden — außer den Juden natürlich, die auch dann den Kopf nicht verlieren und wieder obenauf sein werden, so daß der Krach ihnen sogar zugute kommen dürfte. Alles das „steht nahe vor der Tür". Sie belieben zu lachen? Selig sind die Lachenden. Gebe Gott Ihnen langes Leben, damit Sie alles mit eigenen Augen schauen. Dann werden Sie sich wundern. Oder Sie erwidern mir hierauf lachend: „Da muß ja Ihre Liebe zu Europa von recht absonderlicher Art sein, wenn Sie Europa einen solchen Ausgang prophezeien!" Ja, freue ich mich denn? Ich sage es ja nur in der Vorahnung, daß die Summe schon so gut wie gezogen ist. Die endgültige Abrechnung aber, das Quittieren jener Summe, kann sogar viel früher erfolgen, als selbst die größte Phantasie es sich ausdenken könnte. Die Symptome sind furchtbar. Allein schon die ewig alte unnatürliche politische Lage der europäischen Staaten könnte den Anfang bilden. Aber wie sollte sie auch natürlich sein, wenn die Unnatur schon in ihrer Grundlage ruht und sich im Laufe von Jahrhunderten aufgehäuft hat. Es kann nicht ein kleiner Teil der Menschheit die ganze übrige Menschheit wie einen Sklaven beherrschen, einzig zu diesem Zweck aber sind bisher alle bürgerlichen (schon lange nicht mehr christlichen) Einrichtungen im jetzt vollkommen heidnischen Europa entstanden. Diese Unnatürlichkeit und diese

„unlösbaren" politischen Probleme (die übrigens allen bekannt sind) müssen unfehlbar zum großen, endgültigen, abrechnenden, politischen Kriege führen, in den alle hineingezogen werden und der noch in diesem Jahrhundert, vielleicht sogar schon in diesem Jahrzehnt, ausbrechen wird. Was meinen Sie: vermag die Gesellschaft dort einem langen politischen Krieg jetzt noch standzuhalten? Der Fabrikant ist ängstlich und leicht zu erschrekken, der Jude gleichfalls, sie würden, sobald der Krieg sich etwas in die Länge zieht, oder nur droht, sich in die Länge zu ziehen, sogleich alle ihre Fabriken und Banken schließen, und die Millionen hungriger entlassener Proletarier werden auf die Straße gesetzt sein. Oder hoffen Sie etwa auf die Vernunft der Staatsmänner und darauf, daß diese es nicht zum Kriege kommen lassen werden? Aber wann hat man denn jemals auf diese Vernunft bauen können? Oder hoffen Sie vielleicht auf die Parlamente? — daß diese nicht die Mittel zum Kriege bewilligen werden, weil sie etwa die Folgen voraussähen? Ja, aber wann haben denn die Parlamente irgendwelche Folgen vorausgesehen und einem auch nur ein wenig energischen oder wenigstens beharrlichen Staatsmann die Mittel verweigert? Und so setzt der Krieg den Proletarier auf die Straße. Was meinen Sie, wird er auch jetzt wieder nach alter Art geduldig warten und hungern? — jetzt, nach den Siegen des politischen Sozialismus, nach der „Internationale", den Kongressen der Sozialisten und der Pariser Kommune? Nein, jetzt wird es anders sein: die Proletarier werden sich auf Europa stürzen und alles Alte auf ewig zerstören. Erst an unserem russischen Ufer werden die Wogen zerschellen, denn dann erst wird es sich allen sichtbarlich offenbaren, in welchem Maße unser nationaler Organismus sich von den europäischen Organismen unterscheidet. Dann werden auch Sie, meine Herren Doktrinäre, sich vielleicht besinnen und bei uns die „volklichen Grundelemente" zu suchen anfangen, über die Sie jetzt nur zu lachen verstehen. Und dabei, meine Herren, weisen Sie jetzt, gerade jetzt auf dieses Europa hin und empfehlen es uns als Vorbild und fordern uns auf, bei uns jene selben „Einrichtungen" einzuführen, die dort morgen schon stürzen werden, als das überlebte Absurdum, das sie sind, jene

„Einrichtungen", an die auch in Europa klügere Leute schon längst nicht mehr glauben, und die sich nur nach den Gesetzen des Beharrungsvermögens bis jetzt noch erhalten haben. Ja, und wer könnte denn überhaupt — außer einem Doktrinär — die Komödie dieser bourgeoisen Vereinigung, die wir in Europa sich abspielen sehen, für die normale Formel menschlicher Vereinigung auf Erden halten? Und diese Leute, sagen Sie, hätten bei sich zu Hause ihre Probleme schon längst gelöst! Etwa nach den zwanzig Konstitutionen binnen weniger als einem Jahrhundert und nach wenig weniger als zehn Revolutionen? Oh, vielleicht, — nur werden wir uns dann, für einen Augenblick von Europa befreit, bereits selbständig, ohne europäische Vormundschaft, mit unseren eigenen sozialen Idealen befassen, die unbedingt in Christus und der Idee der persönlichen Vervollkommnung wurzeln, Herr G. Sie werden nun wieder fragen: was für eigene, von Europa unabhängige soziale Ideale kann es denn bei uns geben? Ja, soziale Ideale — bessere, als Ihre europäischen, stärkere und sogar — o Entsetzen! — freisinnigere, denn sie kommen unmittelbar aus dem Organismus unseres Volkes und sind nicht lakaienhaft unpersönliche Kopien europäischer Vorbilder. Hier kann ich natürlich nicht näher darauf eingehen, wenn auch nur deshalb nicht, weil der Artikel ohnehin lang geworden ist. Uebrigens — erinnern Sie sich: was war und was wollte die älteste christliche Kirche sein? Sie bildete sich sogleich nach Christus, damals nur aus einigen wenigen Menschen, und sogleich, fast schon in den ersten Tagen nach Christus, war sie bestrebt, ihre „bürgerliche Formel" zu finden, die restlos auf der sittlichen Hoffnung und der Idee der Wiedergeburt und Erneuerung des Geistes auf Grund der persönlichen Vervollkommnung beruht. Es entstanden christliche Gemeinden, Kirchen, und dann begann schnell eine neue, bis dahin noch nie gesehene Nationalität zu entstehen — eine allbrüderliche, allmenschliche in der Form der allgemeinen ökumenischen Kirche. Aber sie wurde verfolgt, ihr Ideal entwickelte sich gleichsam unterirdisch — über ihm aber, auf der Erde, entstand gleichfalls etwas Großes, ein riesenhaftes Gebäude, ein ungeheurer Ameisenbau: das römische Imperium, das gleichfalls so etwas wie ein Ideal und eine Auslösung des

sittlichen Strebens in der ganzen alten Welt war. Es erschien der Menschgott, und das Imperium nahm als religiöse Idee Gestalt an, es ward Gestalt einer Idee, die in sich und durch sich allem sittlichen Streben der ganzen alten Welt den Ausweg bot. Aber der Ameisenhaufen ward von der Kirche untergraben. Es kam zum Zusammenstoß der beiden entgegengesetztesten Ideen, die es überhaupt auf der Erde gben kann: der Menschgott stieß auf den Gottmensch, Apollon auf Christus. Und es kam zum Kompromiß: das Imperium nahm das Christentum an und die Kirche das römische Recht und seine Staatsform. Ein kleiner Teil der Kirche ging in die Einsamkeit und setzte in der Einsiedelei die frühere Arbeit fort: Es entstanden wieder christliche Gemeinden, dann Klöster — alles freilich nur Versuche, sogar bis zum heutigen Tage. Der andere riesengroße Teil der Kirche teilte sich in der Folge, wie Sie wissen, in zwei Hälften. In der westlichen Hälfte ging die Kirche zu guter Letzt vollständig in den Staat auf. Und als das Imperium unterging, trat die Kirche an seine Stelle — es hatte sich endgültig verwandelt und war tatsächlich zum Staat geworden. Das Papsttum war die Fortsetzung des alten römischen Staates, nur in seiner neuen Form.

In der östlichen Hälfte dagegen ward der Staat vom Schwerte Mohammeds zerstört und so blieb ihr nur Christus, ein Christus, der vom Staat ganz abgesondert war. Das Land aber, das dann von Byzanz aus diesen Christus annahm und von neuem erhob, hat so grauenvoll unter Feinden, unter dem Tatarenjoch, unter Unordnung im Reich, unter der Leibeigenschaft, unter Europa und dem imitierten Europäertum zu leiden gehabt und erträgt auch jetzt noch so unendlich viel Schweres, daß seine soziale Formel — im Sinne des Geistes der Liebe und der christlichen Selbstvervollkommnung — sich in ihm allerdings noch nicht hat ausarbeiten können. Nur haben Sie, Herr G., deshalb wohl noch nicht das Recht, diesem Volk daraus einen Vorwurf zu machen. Vorläufig ist unser Volk meinetwegen erst nur der Träger Christi, auf den allein es denn auch seine ganze Hoffnung setzt. Es nennt sich, den Mann aus dem Volke, „Krestjanin", d. h. soviel wie „Christjanin", und das ist nicht nur ein leeres Wort, sondern hierin liegt eine Idee, die seine ganze Zukunft ausfüllen wird.

SÖREN KIERKEGAARD: DIE SÜNDERIN

Gebet. Herr Jesus Christus, damit wir recht Dich um alles bitten können, bitten wir Dich zuerst um eines: hilf uns, daß wir Dich lieben, vermehre die Liebe, entflamme sie, läutere sie. O, diese Bitte wirst Du erhören, Du, der Du ja nicht, grausam, die Liebe so bist, daß du nur ihr Gegenstand bist, gleichgiltig, ob einer Dich liebt oder nicht; Du, der Du ja nicht, im Zorn, die Liebe so bist, daß Du nur der Richter bist, eifernd, wer Dich liebt und wer nicht. Nein, so bist Du nicht, so flößest Du auch nur Furcht und Angst ein, so wäre es furchtbar, „zu Dir zu kommen", furchtbar, „in Dir zu bleiben", so wärest Du ja nicht selbst die vollkommene Liebe, welche die Furcht austreibt. Nein, erbarmend, oder liebevoll, oder in Liebe bist Du die Liebe so, daß Du selber die Liebe erzeugst, die Dich liebt, sie empor liebst, daß sie Dich hoch liebe.

Luc. 7, 47. Derhalben sage ich dir: Ihr sind viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet.

Mein Zuhörer, du weißt, von wem wir reden, von jenem Weib, dessen Name ist: die Sünderin. „Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe und trat hinten zu seinen Füßen, und weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte sein Füße, und salbte sie mit Salbe".

Sie liebte viel. Denn es gibt Gegensätze, die gegeneinander stehen auf Leben und Tod, oder es ist doch für den einen von ihnen wie die furchtbarste Vernichtung, dem andern sich zu nähern. So, wenn man ein Sünder ist oder eine Sünderin — dem Heiligen sich zu nähern, offenbar zu werden vor Ihm, also im Lichte der Heiligkeit. Nicht flieht die Nacht erschreckter zurück vor dem Tag, der sie vernichten will, und wenn es Gespenster gibt, nicht schreckt ein Gespenst angstvoller zusammen, wenn der Tag graut, als der Sünder zurückschaudert vor dem Heiligen, der, wie der Tag, alles offenbar macht. So lange er kann, flieht der

Sünder, entzieht sich, so lange er kann, diesem Gang zum Tode, dieser Begegnung mit dem Licht, schleicht weg, erfinderisch in Entschuldigung und Ausflucht und Betrug und Beschönigung. Aber sie liebte viel; und was ist der stärkste Ausdruck für solche Liebe? es ist, sich selbst hassen — : sie trat vor den Heiligen. Sie, eine Sünderin! Ach, ein Weib; im Weib ist doch die Macht der Scham die stärkste, stärker als das Leben, eher läßt sie das Leben, als daß sie die Scham ganz sich entgleiten läßt. Wohl wahr, diese Scham hätte sie ja abhalten können, sie verhindern sollen, zu sündigen; aber dann doch auch wahr: wenn ein Weib wieder zu sich selber kommt, so ist die Scham nur umso mächtiger, zermalmend, vernichtend. Vielleicht war es dies, was ihr den Gang leichter machte zur Vernichtung: daß sie vernichtet war. Und doch, menschlich gesprochen, könnte hier noch Schonung zugelassen werden; sogar ein Sünder, der in Wahrheit sich selber gestanden hat, oder doch es mit sich selbst weiß, daß er vernichtet ist, er schonte vielleicht doch seiner selbst, wenn er offenbar werden sollte von Angesicht zu Angesicht vor dem Heiligen; er schonte seiner selbst, das will sagen, so tief liebte er doch noch nicht sich selbst. Aber sie — ist hier keine Schonung, gar keine? nein, hier ist keine! — sie haßte sich selbst: sie liebte viel. — Sie trat vor den Heiligen in des Pharisäers Haus, wo die vielen Pharisäer versammelt waren, die sie verurteilen würden, auch so, daß es Eitelkeit sei, abscheuliche Eitelkeit, im besondern von einem Weib, sich vorzudrängen mit ihrer Sünde, sie, die sich vor den Augen aller Menschen verbergen sollte, im entlegensten Winkel der Welt. Sie hätte die Welt rings durchwandern können und gewiß sein, nirgends ein so strenges Gericht zu finden, wie es hier sie erwartete in des Pharisäers Haus von den stolzen Pharisäern; auch gibt es vielleicht kein Leiden, so darauf berechnet, just ein Weib zu martern, wie die Grausamkeit des Spottes, der sie in des Pharisäers Haus erwartete von den stolzen Pharisäern. Doch sie — ist hier kein Mitleid, das diese Grausamkeit ihr erspare? nein, hier ist keines! — sie haßte sich selbst: sie liebte viel. — Sie trat vor den Heiligen in das Haus des Pharisäers, beim Gastmahl. Dir graut, ihr zu folgen; du bist versucht, zu vergessen, daß das Ganze bei einem Gastmahl vor

sich geht, daß es nicht ein „Klagehaus" ist, sondern ein „Trinkhaus". Bei einem Gastmahl tritt ein Weib herein; sie bringt ein Glas mit Salbe mit — das paßt zum Gastmahl; sie setzt sich zu Füßen eines der Gäste — und weint: das paßt nicht zum Gastmahl. In Wahrheit, sie stört das Gastmahl, dieses Weib! Ja, doch das störte nicht sie, diese Sünderin, sie, die, gewiß nicht, ohne zu schaudern, nicht ohne zurückzuschaudern, dennoch eintrat zum Gastmahl — und zum Bekenntnis; sie haßte sich selbst: sie liebte viel. Schwer wie nichts anderes ruht das Geheimnis der Sünde auf einem Menschen; es gibt nur eines, das schwerer ist: zum Bekenntnis gehen zu sollen. Furchtbar wie kein anderes Geheimnis ist das Geheimnis der Sünde; es gibt nur eines, das noch furchtbarer ist: das Geständnis. Deshalb hat menschliches Mitleid teilnehmend erfunden, was diese schwere Geburt lindern und unterstützen kann. Am heiligen Ort, wo alles stille, ernstvolle Feierlichkeit ist, und in einer verborgenen Einfriedigung darinnen, wo alles Schweigen ist, wie das des Grabes, und Schonung wie das Urteil über die Verstorbenen: dort wird dem Sünder Gelegenheit geboten, seine Sünden zu bekennen. Und menschliches Mitleid erfand Linderung, daß der, welcher das Bekenntnis entgegennimmt, verborgen sei, daß sein Anblick es nicht zu schwer mache — ja zu schwer für den Sünder, sein Gewissen leichter zu machen. Zuletzt erfand menschliches Mitleid, daß es nicht einmal eines solchen Bekenntnisses bedürfe, oder eines solchen verborgenen Hörers; vor Gott, im Verborgenen, der ja doch trotzdem alles weiß, sollte das Bekenntnis nur sein, und könnte so verborgen bleiben in eines Menschen Innerstem. Aber bei einem Gastmahl — und ein Weib! Es ist nicht ein verborgener, abgelegener Ort; auch ist die Beleuchtung nicht das Halbdunkel, noch die Stimmung, wie die zwischen den Gräbern, und die Hörenden sind weder stumm noch unsichtbar. Nein, wenn Heimlichkeit und Dämmerung und Abgelegenheit und alles, was dazu gehört, das Bekenntnis der Sünde leichter machen: ein Gastmahl wäre dann die grausamste Erfindung. Wer ist dieser Grausame, daß unsere Bitten ihn erweichen könnten, ihrer zu schonen? Keines, keines Grausamen Erfindung war so grausam, solches erfand nur sie, die Sünderin; sie — o sonst ist doch der

Grausame einer; der, welcher gepeinigt wird, ein anderer! — sie erfand selbst die Marter, war selbst der Grausame; sie haßte sich selbst: sie liebte viel.

Sie liebte viel. Sie setzte sich zu Christi Füßen, netzte sie mit ihren Tränen, trocknete sie mit ihrem Haupthaar — sie drückt aus: ich vermag gar nichts, Er vermag alles. Aber dies heißt ja viel lieben. Wenn man selbst meint, etwas zu vermögen, kann man wohl auch lieben, aber man liebt nicht tief; und im selben Grad, wie man meint, mehr zu vermögen, im selben Grad liebt man minder. Sie dagegen liebte viel. Sie macht nicht Worte, noch auch, daß sie versichere — o, nur allzu oft trügerischer Ausdruck, der so leicht eine neue Versicherung nötig macht, daß es wirklich so sei, wie man versichert. Sie versichert nicht, sie handelt: sie weint, sie küßt Seine Füße. Sie ist nicht darauf bedacht, ihren Tränen Einhalt zu tun, nein, zu weinen ist ja ihre Tat. Sie weint; es sind nicht ihre Augen, sondern es sind Seine Füße, die mit den Haaren ihres Hauptes sie trocknet: sie vermag buchstäblich gar nichts, Er unbedingt alles — sie liebte viel. O, ewige Wahrheit, daß Er unbedingt alles vermag; o unbeschreibliche Wahrheit in diesem Weib; o unbeschreibliche Macht der Wahrheit in diesem Weib, die machtvoll die Ohnmacht ausdrückt, daß sie buchstäblich nichts vermag: sie liebte viel.

Sie liebte viel. Sie sitzt weinend zu Seinen Füßen: sie hat ganz sich selbst vergessen, vergessen jeden störenden Gedanken in ihrem eigenen Inneren, ist ganz stille, oder gestillt, wie das kranke Kind, das gestillt wird an der Mutter Brust, wo es ausweint und sich selbst vergißt; denn nicht glückt es, solche Gedanken zu vergessen und doch seiner selbst zu gedenken, soll es glücken, muß man sich selbst vergessen — darum weint sie, und wie sie weint, vergißt sie sich selbst. Selige Tränen! O, daß im Weinen auch dieser Segen ist: Vergessen ist! Sie hat sich selbst vergessen, vergessen die Umgebung mit all ihrem Störenden; denn unmöglich, eine solche Umgebung zu vergessen, wenn man nicht sich selbst vergißt, es war ja eine Umgebung wie darauf berechnet, furchtbar und qualvoll an sie selbst zu erinnern: aber sie weint, und wie sie weint, vergißt sie sich selbst. Selige Tränen der Selbstvergessenheit, wenn dies, daß

sie weint, wenn nicht einmal dies sie mehr daran erinnert, worüber sie weint: so hat sie ganz sich selbst vergessen. Aber der wahre Ausdruck dafür: viel zu lieben ist ja just: ganz sich selbst zu vergessen. Wenn man seiner selbst gedenkt, kann man wohl lieben, aber nicht viel lieben; und im selben Grad, wie man mehr seiner selbst gedenkt, im selben Grad liebt man minder. Doch sie hat ganz sich selbst vergessen. Je größer im selben Augenblick der Antrieb ist, an sich selber zu denken — wenn man dennoch sich selbst vergißt und an den andern denkt: umsomehr liebt man. So ist es auch bei der Liebe zwischen Mensch und Mensch, wenn auch diese Verhältnisse nicht ganz dem entsprechen, wovon hier die Rede ist, während sie es doch beleuchten können. Der, welcher in dem Augenblick, da er selbst am meisten beschäftigt ist, in dem Augenblick, der ihm selbst der kostbarste ist, sich selbst vergißt und an einen anderen denkt, er liebt viel; der, welcher selbst hungrig, sich selbst vergißt und dem anderen den geringen Vorrat gibt, der nur für einen genug ist, er liebt viel; der, welcher in Lebensgefahr, sich selbst vergißt und dem anderen das einzige Rettungsmittel überläßt, er liebt viel. So auch der, welcher in dem Augenblick, da alles in seinem eigenen Inneren und alles rings um ihn nicht bloß ihn an ihn selbst erinnert, sondern ihn gegen seinen Willen zwingen will, seiner selbst zu gedenken — wenn er dennoch sich selbst vergißt: er liebt viel, wie sie tat. „Sie sitzt zu Seinen Füßen, salbt sie mit Salbe, trocknet sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßt sie — und weint". Sie sagt nichts, ist also auch nicht, was sie sagt, aber sie ist, was sie nicht sagt, oder was sie nicht sagt, das ist sie: sie ist das Zeichen und die Bedeutung, wie ein Bild: sie hat die Stimme vergessen und die Sprache und der Gedanken Unruhe und was noch tiefere Unruhe ist, dieses Selbst vergessen, vergessen sich selbst, sie die Verlorene, die nun verloren ist in ihren Erlöser, in ihm verloren ruht zu Seinen Füßen — wie ein Bild. Und es ist fast, als betrachtete der Erlöser selbst einen Augenblick lang sie und die Sache so, als wäre sie nicht ein wirklicher Mensch, sondern ein Bild. Gewiß um die Anwendung für die Anwesenden noch eindringlicher zu machen, redet er nicht mit ihr, er sagt nicht „dir sind deine

vielen Sünden vergeben, weil du viel liebtest". Er redet von ihr, er sagt: „ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel liebte"; wiewohl anwesend, ist es fast, als wäre sie eine Abwesende, es ist fast, als verwandelte er sie zu einem Bild, zu einer Parabel, als sagte er: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Es war ein Weib, sie war eine Sünderin. Da des Menschen Sohn an einem Tag zu Tische saß in eines Pharisäers Haus, trat auch sie herein. Die Pharisäer spotteten ihrer und richteten sie, daß sie eine Sünderin sei. Aber sie setzte sich zu seinen Füßen, salbte sie mit Salbe, trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte sie und weinte — Simon, wahrlich, ich sage dir: ihr wurden ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel liebte". Es ist fast wie eine Erzählung, eine heilige Erzählung, eine Parabel — und doch geht im selben Augenblick an der Stelle das Selbe in Wirklichkeit vor.

Aber „ihr wurden ja ihre vielen Sünden vergeben" — und wie könnte dieses stärker ausgedrückt werden, wahrer, als dadurch, daß nun alles vergessen ist, sie die große Sünderin verwandelt zu einem Bild. Indem da gesagt wird: „Dir sind deine Sünden vergeben", o, wie leicht kommt die Erinnerung zurück in sie an sie selbst, wenn sie nicht zuerst gestärkt war durch dieses unendliche Vergessen: „Ihr wurden ihre vielen Sünden vergeben". „Sie liebte viel", darum vergaß sie ganz sich selbst; sie vergaß ganz sich selbst, „darum wurden ihr ihre vielen Sünden vergeben" — vergessen, ja sie wurden gleichsam ertränkt mit ihr im Vergessen, sie wird zu einem Bilde verwandelt, sie wird eine Erinnerung, doch nicht, daß diese sie an sie selbst erinnert, nein, wie sie alles vergaß, dadurch, daß sie sich selbst vergaß, hat die Erinnerung auch, nicht nach und nach, sondern stracks vergessen, wie sie heißt, ihr Name ist: die Sünderin, weder mehr noch weniger.

Und wollte nun einer sagen: es war doch auch Selbstliebe in der Liebe dieses Weibes; die Pharisäer hielten sich ja auch darüber auf, daß sie Christus sich näherte, und schlossen daraus Unvorteilhaftes über ihn, daß er kein Prophet sei — diesem setzte sie ihn also aus, sie mit ihrer Liebe, daß heißt, mit ihrer Selbstliebe. Wollte einer sagen: da war doch auch Selbstliebe

in der Liebe dieses Weibes, in der Bedrängnis liebte sie ja doch im Grunde sich selbst. Wollte einer so reden, da würde ich antworten: Gewiß — und dann hinzufügen: Gott bessere es, das ist nun einmal nicht anders — und noch hinzufügen: Gott verhüte es, daß ich je mich erdreistete, Gott oder meinen Erlöser anders lieben zu wollen; denn wäre nicht in diesem Sinne Selbstliebe in jener meiner Liebe, so bildete ich mir wohl ein, daß ich sie lieben könnte, ohne ihrer zu bedürfen — und vor solcher Vermessenheit bewahre mich Gott!

Mein Zuhörer, dieses Weib war eine Sünderin. Die Pharisäer richteten sie, sie richteten sogar Christus, daß er sich einlassen wollte mit ihr, sie urteilten, — und just daraus — daß er kein Prophet sei, geschweige der Welterlöser, während er just dadurch als der Erlöser der Welt sich erwies. Dieses Weib war eine Sünderin — doch ward sie und ist ein Vorbild; selig der, der ihr gleicht im vielen Lieben! Die Vergebung der Sünden, welche Christus anbot, während er lebte, wird ohne Unterlaß von Geschlecht zu Geschlecht allen in Christus angeboten. Es wird zu allen gesagt, zu jedem im besonderen: deine Sünden sind dir vergeben; sie nehmen alle, jeder im besonderen, am Altar das Pfand darauf, daß die Sünden ihnen vergeben sind: selig der, welcher der Sünderin gleicht im vielen Lieben! Denn wenn es auch zu allen gesagt wird, so ist es doch nur wahr, wenn es zu denen gesagt wird, die wie jenes Weib viel liebten! Es ist wahr, deine Sünden sind dir vergeben in Christus; aber dieses Wahre, das auch deshalb zu jedem im besonderen gesagt wird, ist doch in einem anderen Sinn noch nicht wahr, es muß zur Wahrheit gemacht werden von jedem im besonderen. So ist jenes Weib ein ewiges Bild; durch ihre große Liebe machte sie sich, wenn es mir erlaubt ist, so zu reden, unentbehrlich für den Erlöser. Denn daß da die Vergebung der Sünden ist, welche er erwarb, das macht sie zur Wahrheit, sie die viel liebte. Du kannst es deshalb wenden, wie du willst, und sagst doch im Grund dasselbe. Du kannst sie selig preisen, weil ihre viele Sünden ihr vergeben wurden, und du kannst sie selig preisen, weil sie viel liebte; im Grunde sagst du dasselbe — wenn du wohl acht darauf hast, daß der, den sie liebte, Christus war, und wenn

du nicht vergißt, daß Christus die Gnade ist und der Geber der Gnade. Denn was ist es für eine Prüfung, in der ihre Liebe versucht wird; in welchem Sinne kann man von ihr sagen, daß sie viel liebt; was ist das, das sie minder liebt? Ist die Prüfung die: Christus höher zu lieben, als Vater und Mutter, Gold und Gut, Ehre und Ansehen? Nein, die Prüfung, in der dieses Weib versucht wird, ist: seinen Erlöser mehr zu lieben als seine Sünde. O, da war vielleicht der, welcher Christus höher liebte, als Vater und Mutter und Gold und Gut und Ehre und Leben, und doch seine Sünde mehr liebte als seinen Erlöser, sie liebte, nicht so, daß er in ihr bleiben wollte und fortfahren, zu sündigen, nein, aber so, daß er sie nicht recht bekennen wollte. Furchtbar ist es in einem gewissen Sinn, aber wahr ist es, und jeder, der nur geringe Kenntnis vom menschlichen Herzen hat, wird es zugeben: es gibt nichts, woran ein Mensch so verzweifelt festhängt, wie an seiner Sünde. Und darum ist ein vollkommenes, aufrichtiges, tiefes, ganz wahrhaftiges, ganz schonungsloses Sündenbekenntnis — es ist die vollkommene Liebe; ein solches Sündenbekenntnis heißt: viel lieben.

Nun ist die Rede zu Ende. Aber, mein Zuhörer, wenn auch die Pharisäer geurteilt haben, daß jenes Weib höchst unpassend sich eindrängte beim Gastmahl: heute ist sie doch wohl nicht an die unrechte Stelle gekommen: zwischen Beichtstuhl und Altar? O, vergiß den Redner, der hier geredet hat, vergiß seine Kunst, wenn anders er solche gezeigt hat, vergiß seine Fehler, deren vielleicht viele sind, vergiß die Rede über sie — aber vergiß nicht sie; sie ist auf diesem Weg ein Führer, sie, die viel liebte, und der darum die vielen Sünden vergeben wurden. Sie ist weit entfernt, ein abschreckendes Bild zu sein, sie ist im Gegenteil mehr anregend als aller Reden Antrieb, wenn es gilt, jener Einladung zu folgen, die zum Altare führt: kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; denn hier geht sie an der Spitze, sie die viel liebte, sie die deshalb auch Ruhe fand für ihre Seele darin, daß sie viel liebte, ja oder darin, daß ihre vielen Sünden ihr vergeben wurden, ja, oder, sie die, weil sie viel liebte, Ruhe fand dadurch, daß ihre vielen Sünden ihr vergeben wurden.

FERDINAND EBNER:
KULTUR UND CHRISTENTUM

Die Natur ist ein stetes Versprechen des Lebens, das weder jemals in der Zeit noch in der Ewigkeit eingelöst wird. Wenn es eine Entwicklung gibt und vor allem, wenn die einen Sinn hat, dann ist er hierin und nirgends anders zu suchen. Sie ist wie der „Wanderer ferner Wege" im Gilgameschepos — dieser wunderbarsten Dichtung ältester Zeiten — der das Leben, das er sucht, nicht finden kann. Sie ist rastlos auf dem Weg und erreicht kein Ziel. Sie sucht den Geist und kommt niemals bis zu ihm. Sie entwirft die individuelle Existenz — diesen „dubiosesten Posten in der Bilanz der Gemeinschaft" — um sie am Ende wieder zugunsten des generellen Lebens zu vernichten. Man weiß bei ihr niemals recht, „wo das Individuum aufhört und die Gattung beginnt". Ihre Individuen sind Schwimmer auf dem Strom des Lebens, deren Kraft sich erschöpft, sich über dem Wasser zu halten — bis sie dieselbe Flut, aus der sie geboren wurden, wieder verschlingt. Wenn aber das nicht nur geplante, sondern realisierte Einzelwesen eine Tatsache der Natur wäre, dann müßte man wirklich sagen, sie habe sich mit seiner Hervorbringung in ein für sie sehr bedenkliches und gefährliches Experiment eingelassen. Das natürliche Individuum hat den Sinn seiner Existenz nicht in sich selbst, sondern im Leben der Generation. Wo aber hat diese den Sinn ihres Lebens? Nun, sie hat eben gar keinen, sie „entwickelt" sich nur. Wohin und wozu? Zu ihrem eigenen Ende. Der Evolutionismus unsrer Zeit, zwar sehr naturwissenschaftlich sich gebärdend, aber am Ende doch wieder metaphysisch ausschweifend, schwelgt im Gedanken an das ewige Werden und Vergehen alles Seienden — und verrät dadurch, daß es mit dem Entwicklungsoptimismus doch gar nicht so weit her sein könne. Die „Entwicklung" selber, wir haben es erlebt, führt ihn *ad absurdum*. Gewiß ist auch das Geschehen in der Natur, in das hinein die menschliche Geschichte des Lebenswillens der Generationen gebaut ist, in seinem letzten

Grunde samt dieser Geschichte nicht sinnlos. Aber den Sinn, den es hat, erfaßt kein Mensch, um ihn weiß nur Gott. Die Geschichte freilich offenbart dem, der ihn sehen will, ihren Sinn. Wer aber will ihn denn sehen? Die Politiker nicht und die „Idealisten" erst recht nicht. Die Generation fragt niemals nach dem Sinn ihres Lebens. Denn diese Frage wird immer nur von der individuellen Existenz und in ihr, in der Not des individuellen Existierens aufgeworfen — aber bereits als ein Indizium des Geistes. Das Leben der Generation spielt sich an der „Oberfläche" des Geschehens in der Welt ab, die im individuellen Leben ihre „Tiefe" hat. In diese Tiefe leuchtet der Geist hinein, in ihr „bricht er durch". Der Mensch erhebt die Forderung nach einem Sinn des Lebens, weil er nicht bloß ein natürliches, sondern auch ein geistiges Individuum ist, und im Geistigen erst hat Individualität, die im Natürlichen ja immer nur ein beiläufiger Plan ist, ihre Wirklichkeit. Die Natur aber weist diese Forderung als eine unberechtigte zurück. Sie sagt immer nur: Begnüge dich mit dem bißchen Leben, das ich dir gönne, schlechthin und frage nicht erst nach seinem Sinn. Und der Mensch begnügt sich ja wirklich — so weit eben sein Leben in das der Generation, ins natürliche Leben hineinverwurzelt ist. So weit er nur „natürliches" Individuum ist, darauf verzichtend, auch ein geistiges zu sein, hat er den Sinn seiner Existenz im Leben der Generation. Nur zu diesem hat er ein Verhältnis, keines aber zu sich selbst und keines zu Gott. Und so lebt er ganz und gar i n der Zeit und geht in der Zeitlichkeit dieses Lebens auf — und unter. Darum auch wird er sich dieser nicht bewußt, Zeit und Zeitlichkeit wird ihm nicht zum Problem. Er hat kein Wissen vom Tod und es könnte ihm auch auf keinerlei Weise dieses Wissen beigebracht werden, denn es ist eins mit der Bewußtheit der Zeit. Aber einen solchen Menschen gibt es eben nicht; denn jeder hat die Gewißheit seines Sterbens, nur w i l l nicht jeder vom Sterben wissen. Es gibt keinen, dessen Existenz restlos im generellen Leben wurzelte und darin aufginge. Der wäre ja dann gar kein geistiges, sondern nur ein natürliches Individuum — also kein Mensch. Es gibt keinen, dessen Existenz nicht auch die Aufwerfung der Frage nach dem Sinn des Lebens

in sich begriffe. In ihr wird an etwas ganz anderes als ein philosophisches Problem gerührt, obgleich es richtig ist, daß alles Denken und Philosophieren mit ihr anhebt. Trägt aber der Mensch als geistiges Individuum den Sinn seiner Existenz in sich selbst? Wenn es so wäre, dann fragte er nicht nach ihm. Oder sucht er in dieser Frage, die an und für sich schon auf die Entwurzlung aus dem generellen Leben und die Gebrochenheit seines natürlichen Lebens — was jedoch nicht schlechthin ein- und dasselbe ist — hindeutet, nichts anderes als seine Wiedereinwurzelung ins Leben der Generation? Auch das kann nicht sein, weil es ja die Geistigkeit seiner Existenz ist, die die Frage aufwirft; mag er auch immer wieder dazu neigen, in diesem Leben den Sinn seiner Existenz zu suchen, aus ihm die Antwort auf seine Frage zu holen. So stehen wir auch hier wieder vor dem unüberbrückbaren Gegensatz Natur — Geist, den wir aber weder metaphysisch postulieren, noch metaphysisch hinwegspekulieren dürfen. Denn in ihm haben wir die Wirklichkeit und die Aufgabe unsres Daseins. Wenn der Mensch, weil er in sich selbst den Sinn seines Lebens nicht finden kann, zur Generation wieder zurückwill, aus ihrem Leben heraus sich die Antwort auf seine Frage nach diesem Sinn zu geben, so zwingt ihn das Geistige in ihm, das ja fragt und fordert, zu einer mehr oder minder phantastisch-metaphysischen Ausschweifung: es zwingt ihn, dem Leben der Generation, das an und für sich nach keinem Sinn fragt und keinen fordert, einen wenn auch nur erdachten und erträumten Sinn zu geben. Und dann hat wohl auch die Generation von ihm, vom Traum des Genies vom Geiste, ihr geistiges Leben. Das geistige Individuum findet ebensowenig wie das natürliche, das ihn jedoch gar nicht sucht, den Sinn seiner Existenz in sich selbst. Es hat ihn nicht wie dieses im Leben der Generation, sondern — und kann ihn nirgends anders haben als in Gott und in seinem Verhältnis zu Gott. Daß der Mensch die Frage nach dem Sinn des Lebens aufwirft, bedeutet im letzten Grunde, daß er Gott sucht. Die Geistigkeit seiner Existenz entwurzelt ihn aus dem Leben der Generation. Sie ist aber nicht ein zufälliges und auch kein natürliches Ergebnis dieser Entwurzlung, kein Entwicklungsprodukt in der Ge-

brochenheit des natürlichen Lebens oder dessen letztes Refugium im Sterben und am allerwenigsten ist sie ein bloßes Surrogat des Lebens in der „Lebensarmut" und Hinweis auf den Bankerott des Lebens in der Zeit. Da nun aber die Frage nach dem Sinn des Lebens immer in der Icheinsamkeit der menschlichen Existenz, in der Verschlossenheit des Ichs vor dem Du und nie anders aufgeworfen wird, so ist sie nicht nur ein Indizium des Geistes, sondern vor allem auch ein Symptom der Geisteskrankheit im Menschen; auch dann noch, wenn sie von ihm zwar nicht in der Praxis des Existierens, sondern nur in der Theorie, also denkend ernst-, also nicht mehr ernstgenommen und ihre Beantwortung mit vielem Aufwand von Genialität und Tiefsinn metaphysisch erspekuliert wird. Der Mensch, der das wahre Du seines Ichs, der den Sinn seiner Existenz in Gott gefunden hat, der fragt auch nicht mehr nach dem Sinn des Lebens. Er weiß seine Existenz in die Hand Gottes gelegt und fordert, aller Not, allem Leiden und Unglück, aller Zerbrechung seines Lebens in dieser Welt zutrotz, keinen anderen Sinn dafür, als den er in seinem Verhältnis zu Gott — von dem alles Leiden kommt, der aber auch die Liebe ist und in seiner Liebe den Menschen durch Leiden zu sich emporzieht — klar und deutlich erfaßt. Er wird auch mitten im Weltuntergang nicht mehr nach dem Sinn des Lebens fragen — aber nicht im gottlos verzweifelten Verzicht seines Geistes auf einen Sinn überhaupt, sondern im unerschütterten Vertrauen auf den ewigen Sinn seiner Existenz in Gott.

Das Leben der Generation ruht auf dem dunklen Grunde des sexuellen Lebens. In seiner Bewußtheit aber wird es von einem doppelten Willen getragen, vom politischen und vom Kulturwillen: der Wille zur Macht wird überspannt durch den Traum vom Geiste. Gewiß ist immer nur das Genie kulturschöpferisch — hinter aller Kultur steckt die Frage nach dem Sinn und das heimliche, so gut verheimlichte Leiden an der Sinnlosigkeit des Lebens — und vom Genie empfängt die Generation ihre Kultur, hat sie ihr geistiges Leben. Sie kann, weil es sich ja doch um die Generation der Menschen handelt, ohne Kultur, ohne den Traum vom Geist nicht bestehen. Es sei undenkbar, sagt Schel-

ling, daß ein Volk sei ohne Mythologie. Was ist nun Mythologie, wenn nicht eben anschaulich gedichteter Traum vom Geist? Sie ist dem Volk, was dem Einzelnen, dem Genie die Weltanschauung ist. Obwohl die Generation den Traum vom Geist braucht — um nicht stecken zu bleiben, um weiterzukommen auf dem nie zuendegegangenen Wege der Natur zum Geist — träumt sie ihn doch nur an der Oberfläche ihres Lebens. In der „Tiefe" des Lebens wird er nur vom Genie geträumt. Ins Leben der Generation hineinverflochten, besinnt sich der Mensch niemals auf sich selbst. Wenn sich aber die Generation auf sich selbst besinnt, so besinnt sie sich auf ihre Macht und — für eine Weile stellt sie dann immer den Traum vom Geist beiseite. Hier zeigt es sich, daß sie ihn nicht wie das Genie ernst nimmt. Wenn aber die Macht die Rechtfertigung ihrer Entfaltung im Traum vom Geist sucht — und das tut sie ja immer — so ist das Heuchelei. Denn insgeheim fühlt sie sich ja immer in sich selbst gerechtfertigt. Der Mensch jedoch lebt nicht nur ein erd-, sondern auch ein geistgebundenes Leben — und diese Geistesgebundenheit seiner Existenz ist Gebundenheit ans Wort und durch das Wort — und nimmt man ihm, solang er noch nicht zur Realität des geistigen Leebns erwacht ist, den Traum vom Geist weg, was bleibt dann von diesem Leben übrig? Fürwahr etwas Entsetzliches. Die Generation empfängt ihr geistiges Leben vom Genie; der nichtgeniale Mensch aber, der den Traum vom Geist mitträumt, hat ihn meistens aus dem Leben der Generation entgegengenommen. Erwachen aus ihm kann immer nur der „Einzelne", nicht die Generation. Dieses Erwachen des Einzelnen ist nun entweder Erwachen zu den Realitäten der Erdgebundenheit des Lebens — und das macht den Menschen zwar nicht geistlos, denn das ist ja an sich unmöglich, so doch wenn nicht zum stumpfsinnigen Geistverleugner, der an der banalen Lust dazusein in dieser Welt sein Genügen findet, zum heimlichen Hasser alles Geistigen; aber gerade in diesem Haß die Geistesgebundenheit seiner Existenz bezeugend, die er auch in seinem fernsten Fernsein vom Geiste, im Verbrechen und Wahnsinn nicht und nicht in seinem tiefsten Abfall von Gott loswird. Oder es ist dieses Erwachen das zur Wirklichkeit des

Geistes, das den Menschen aus seiner Geistesgebundenheit heraus zur Freiheit führt. Nur hüte er sich vor jedem Mißbrauch der Freiheit, der ihn unausbleiblich in seine geistige Gebundenheit wieder zurückwürfe. Wer zu nichts anderem als den Realitäten dieser Erde aus seinen Träumen erwacht, der wird das wohl meistens in sich verschließen. Verwurzelt ins Leben der Generation — wo fände er auch sonst einen Halt für seine haltlos gewordene Existenz? — wird er sogar nach außen hin, bei „offiziellen" Anlässen, noch immer so tun, als ob er den Traum vom Geist ernsthaft weiterträumte; selbstverständlich so, als ob er ihn für die wirklichste Wirklichkeit und purste Wahrheit nähme. Denn die Generatoin selber fordert das von ihm; so sehr sie auch nur den Geist bei offiziellen Anlässen als schöne Phrase und blendendste Paradeuniform, jedenfalls aber zur „Bindung" der Individuen zu ihren ungeistigen Zielen und Zwecken braucht. So gibt es denn wahrhaftig keine größere Komödie im äußeren Leben der Menschen, als es die ist, die mit dem Wort Geist und allem, was drum und dran hängt, gespielt wird. Es ist aber vielleicht wirklich die letzte, freilich schmerzliche Bestimmung des Worts der Dichter und Philosophen, der „Idealisten" — noch immer im besten Sinne — zur Phrase zu werden, die das Leben der Generation braucht, um seinem angeblichen Verhältnis zum Geist — durch das es sich im Grunde genommen immer wieder vor dem „Einzelnen"' rechtfertigen muß — einen Ausdruck zu verleihen. Wenn aber der Mensch auch das Wort Gottes zur Phrase macht, so muß darüber die Welt zugrunde gehen. Der „Einzelne" ist in der Bewußtheit seiner Existenz — unbewußt jedoch durch seine Sexualität — in doppelter Hinsicht in das Leben der Generation hineinverflochten: entweder durch seine Anteilnahme an dessen politischem oder kulturellem Wollen. Selbst das Genie, so viel Individualität und Geistigkeit auch in seinem Schaffen wirksam ist, will zur Generation hin und setzt schaffend sie und ihren Fortbestand in der Welt voraus. Daß Politik eine Behinderung geistigen Lebens ist, versteht man noch zur Not — aber auch nur „ästhetisch", wie man überhaupt alles Geistige nur „ästhetisch" versteht. Vielleicht wird man bald genug, wenn man nur ein-

mal ganz „demokratisch" geworden ist, auch das nicht mehr verstehen. Daß aber auch Kultur, Kunst und Philosophie, nicht weniger das geistige Leben behindert, das versteht man bis jetzt — sehr, sehr wenige Fälle ausgenommen — überhaupt nicht und am allerwenigsten in einer Zeit, die es gar nicht gewahr wird, daß sie seit Jahrzehnten schon geistig von den erbärmlichsten Kultursurrogaten mit schönen Vignetten und sonstiger „Aufmachung" lebt, und ganz ernsthaft — mit jenem Ernst, der wahrlich zum Lachen reizt — in ihrer Wissenschaftlichkeit sogar Kultur und das wahre Leben des Geistes zu haben vermeint.

Das begreift man nicht — oder will man es nicht begreifen? — daß in der Kultur, diesem Traum vom Geiste — und wenn er auch noch so schön geträumt würde wie jener der Griechen — nicht der Ernst des geistigen Lebens ist. Der begann — und beginnt immer erst — mit dem Christentum und nur der Christ, der es weiß, daß es in der Existenz eines jeden einzelnen Menschen immer um Tod und Leben des Geistes geht, weiß um ihn. Wenn der Ernst des Lebens beginnt, dann ist es mit allem Träumen vorbei und Schönheit wird gleichgültig. Vor dem Wort Gottes verstummt das Wort des Dichters, das die Schönheit zur Sprache und die Sprache zur Schönheit gebracht hat. Die Menschheit freilich hängt an ihrem Traum vom Geiste. Sie will von ihren „Idealen" nicht lassen, auch wenn sie längst von ihnen verlassen ist. Sie wollte auch durch Christus nicht erwachen und so träumte sie denn den Traum „christlich" weiter. Da gab es auf einmal eine „christliche" Schönheit, eine „christliche" Kunst und Dichtung und sogar Philosophie. Aus diesem Christentum freilich, wenn man das noch Christentum heißen mag, mußte eines Tages aller Ernst des geistigen Lebens geschwunden sein und da fing man dann wieder an, die „Natur" zu entdecken. Eine „christliche" Kultur ist selbstverständlich ein Mißverständnis oder das Christentum ist eines und nicht die Wahrheit unsres Lebens. „Kultur" gibt dem Leben des Menschen zwar eine geistige Form, aber keinen geistigen Inhalt. Der Inhalt ist immer das „natürliche" Leben und eine Kultur, hinter der nicht ein geistiges Vakuum steckt — und nicht nur ein biolo-

gisches — gibt es gar nicht. Nicht das volle, das „ungebrochene" Leben hat einen Stil und braucht ihn, aber das Sterben des Menschen inmitten des Lebens fordert ihn. Freilich ist es wieder die Kraft des Lebens selbst, die ihn schafft, und wo sie bis zum letzten Rest geschwunden ist, lebt und stirbt der Mensch „stillos". Das heißt: jeder Einzelne, wenn eben einmal der Ernst der letzten Stunde da ist, stirbt stillos. Nachher veranstalten die Hinterbliebenen und Ueberlebenden, deren Sorge es ist, „ihre Toten zu begraben", ein mehr oder weniger stilvolles Leichenbegängnis. Was Charakter „ethisch" im Besonderen und Individuellen ist: *contenance* im Sterben, das ist Stil „ästhetisch" im Allgemeinen und Generellen. Kultur ist im tiefsten Grunde ihres Wesens stilisiertes Sterben — wenn sich das auch durch Jahrhunderte hinzieht. In der Stilisierung des Sterbens aber wird der Ernst des Todes nicht erfaßt. Für den religiösen Menschen, der um diesen Ernst weiß — um ihn wissen, ist schon Religiösität — wie er um den wahren Ernst des Lebens weiß, von dem man sich nicht bei einer Tarockpartie und im Theater oder Konzertsaal erholen kann; für ihn gibt es kein Stilproblem weder der Kunst noch des Lebens. War nicht Michelangelo, dieser größte und gewaltigste aller Künstler, in den letzten Jahren seines Lebens daraufgekommen, daß die Kunst weder im Licht noch im Schatten des Kreuzes eine geistige Daseinsberechtigung habe? Das Christentum, das den Tod überwindet, steht über aller Form und Kultur. Es läßt sich in keine Kultur aufnehmen und kann nichts beitragen zur Kultivierung eines Volkes — was selbstverständlich diejenigen nicht glauben, die an eine „christliche" Kultur glauben statt — an Christus. In seinem Lichte gesehen, erscheint alle Kultur als belanglos. Es zertrümmert jede denkbare geistige Form, gibt aber auch dem menschlichen Leben den ihm einzig möglichen, weil von Gott selbst gewollten geistigen Inhalt. Es gibt keine christliche Kultur — daß man das erst sagen muß! es gibt keine christliche Weltanschauung, aber auch keine christliche Lebensweisheit; denn der Christ wird immer der „Narr in Christo" sein und ein Tor in den Augen der Verständigen und Weisen dieser Welt. Alle Kultur ist relativ und nationalbedingt. Kultur haben und

selbst auch das Kulturschaffen des Genies bedeutet immer nur ein relatives, durch das Medium des generellen Lebens hindurchgehendes Verhältnis der menschlichen Existenz zum Geist. Christwerden aber heißt innerlich herausspringen aus allen Relativitäten des Lebens und in ein absolutes Verhältnis zum Geist treten. Daß der Mensch, sei es im primitivsten oder höchstentwickelten Sinne, Kultur schafft und hat, das beruht auf der geistigen Bedeutung, die seinem Leben an und für sich innewohnt. Der Mensch ist sich dieser aber auch auf der höchsten Stufe seiner Kultur wahrhaftig nur „wie im Traume" bewußt. Christwerden heißt „wach" sein, heißt mit immerwährendem wachen Bewußtsein der geistigen Bedeutung des Lebens existieren. Auch das Genie braucht, wie jeder andere Mensch, die „innere Umkehr", die Umkehrung des inneren Menschen. Macht sie seine Genialität zunichte? Gewiß nicht. Aber sie wandelt sie, indem sie die „ästhetische Distanz" zum „Problem des Lebens" aufhebt, in Erkenntnis der Sünde um und in Liebe.

Wie darf es eine „Kultur" wagen, sich unter das Zeichen des Kreuzes zu stellen? Die es tut, wird zur Lüge im tiefsten Sinne, wie sie die antike Kultur ganz gewiß nicht war. Man denke nur an die von Schopenhauer schon ähnlich empfundene „architektonische" Lüge des gotischen Dom- und Turmbaus, die vortäuscht, alle Erdenschwere und Last der Materie sei überwunden und so könne man denn direkt von der Erde weg in den Himmel hineinfliegen. Eine solche Kultur trägt in sich jenen Widerspruch, der notwendig zu ihrer Auflösung und Zersetzung führt. Ging die abendländische Kultur an etwas anderem zugrunde — und sie ist bereits zugrunde gegangen — als an der Stilisierung des Kreuzes, an ihrem platonischen Mißverständnis des Christentums? Täusche man sich nicht: das und nichts anderes gebar den Unglauben und die Gottlosigkeit unsrer Zeit. Ob nun jetzt die Amerikanisierung des Lebens oder der Bolschewismus die letzten Aufräumungsarbeiten besorgt, um den Mongolen den Weg nach Europa freizumachen, das ist schließlich gleichgültig. Als nun der Verfall dieser Kultur da war und offenkundig wurde, da war auch mit einem Male, provoziert durch ihr schlechtes Gewissen, der „Kulturpsychologis-

mus" da, der immer am Ende der Kultur als dessen Zeichen steht, und der Psychologismus in Literatur und Kunst, der zu jenem merkwürdigen Selbstverrat der Dichter und Künstler führte, dessen bei den Griechen wohl keiner fähig gewesen wäre. Nicht die antike Kultur, die „Gotik", dieses doppelte Vergehen am Geist der Schönheit und am Geist des Christentums, gebar die Kulturpsychologie und darum auch lasse man diese griechische Kunst, Dichtung und Philosophie in Ruhe und vergreife sich nicht an einer Kultur, die, wie es nur e i n e Religion gibt, die Kultur schlechthin war, in derem Lichte besehen alle anderen Kulturen nur die tastenden Versuche zu ihr, mehr oder weniger gelingende Annäherungen an sie sind oder ihre Entstellung und Verzerrung. Es ist eigentlich belanglos, ob die Kulturpsychologie, wie jede andere voll *suffisance* und *medisance*, sich mehr metaphysisch und „metapsychologisch" oder mehr „psychoanalytisch" gebärdet, ob sie die geistigen Werte der Kultur bestehen läßt oder nicht. Zur Kritik führt sie in jedem Fall und die ist Abbau des geistigen Lebens. Sie ist aber eine tiefere geistige Notwendigkeit gerade dieser Kultur. Nur hat sie, die „psychoanalytische" nicht weniger als die „metapsychologische", nicht den rechten Standpunkt der Kritik eingenommen. Denn der liegt innerhalb der Realitäten des geistigen Lebens oder doch jedenfalls dort, von wo aus diese schon wahrgenommen werden können. Nur fragt es sich, ob ein Mensch, der diesen Standpunkt einmal gewonnen und in ihm die feste Position seines geistigen Lebens gefunden hat, überhaupt noch „objektive" Kritik übt, ob er sich nicht vor eine ganz andere, unendlich wichtigere geistige Aufgabe gestellt sieht. Vom Standpunkte des Psychoanalytikers aus wird, was ja ganz richtig ist, bemerkt, daß eigentlich alle Kulturwerte nichts anderes seien als ein Traum vom Geist, der Traum des Menschen von einem höheren Leben. Selbst die „Unseligkeit", die hinter diesem Traum steckt, sieht der Psychoanalytiker noch, mißversteht sie aber bereits. Er sieht sie in der Gebrochenheit des natürlichen Lebens schlechthin, in einer organischen Minderwertigkeit oder auch in der Pervertierung des Sexuallebens, und erfaßt nicht, wie sowohl in der psychischen Ausnützung und „Ueberkompen-

sierung" jener als auch im Zustandekommen und der „Sublimierung" dieser nicht die Natur, sondern der freilich irregewordene unselige Geist die entscheidende Rolle spielt. Er will auf seine Art und Weise den Traum vom Geist durchschaun und auflösen. Er nimmt aber das Geistige hinter ihm nicht wahr, er leugnet die Realität des geistigen Lebens überhaupt. Diese wird freilich auch vom „metapsychologischen" Standpunkt aus nicht wahrgenommen. Denn der Metapsychologe ist ja am Ende selbst noch, was der ernstzunehmende Psychoanalytiker niemals ist, im Traum vom Geiste befangen. Mag er sich auch noch so sehr „ethisch" gebärden und auf das Ethische besinnen — er nimmt dieses ja doch nicht wirklich, persönlich, sondern nur „objektiv" ernst und wirrt es schließlich, als einen Gegenstand ganz unverbindlicher Bewunderung, den man sich vom Leib und von der Seele halten muß, um ihn eben betrachten und bewundern zu können, mit dem Aesthetischen zusammen und gerade das ist charakteristisch für ihn. Die totale geistige Unzulänglichkeit seines wie des psychoanalytischen Standpunktes wird offenbar an der Auffassung des Lebens und Wortes Jesu. Der Psychoanalytiker negiert, wenn er ehrlich ist, kurzweg dieses Leben und Wort. Daß es der untrügliche Probierstein alles Geistigen ist, kann ihn nicht irremachen, weil er das ja gar nicht bemerkt. Für den anderen wieder, der es natürlich auch nicht bemerkt, ist dieses Leben und Wort eine Art Mythologie, die er aber, wie jede andere Mythologie, psychologisch und metapsychologisch und das heißt immer persönlich unverbindlich gelten läßt. Während er in der Religiösität und Christwerdung eines Menschen etwas sehr „Schönes" sieht, an dem er selbstverständlich nur in ästhetischer Distanz betrachtenden und bewundernden Anteil nimmt, verdächtigen sie die Psychoanalytiker immer und es kann nicht geleugnet werden, daß sie dies mit sehr vielem Scharfsinn tun und ihren Verdacht auf so plausible Gründe stützen, daß sie sogar einen in der Zerbrochenheit seines Lebens auf sich selbst aufmerksamen Menschen bedenklich machen müßten — wenn der sich nicht das vor aller falschen Bedenklichkeit warnende Wort des Evangeliums vor Augen halten könnte: Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut,

taugt nicht für das Reich Gottes. Wenn Kulturpsychologie mehr und etwas anderes sein soll als bloßes Symptom des Endes der Kultur, dann darf sie — die ja diese als den Traum vom Geiste erkennt und es erkennt, wie der aus dem seelischen Grund und Boden des Gefühls im Menschen, daß das Leben, das er lebe, doch nicht das rechte sei — auch in der Deutung dieses Gefühls, dessen Mißverständnis in der Kultur eben seinen Ausdruck fand, nicht irregehen. Sie darf sich nicht auf eine optimistische Prophezeiung einer Erneuerung der Kultur auf besserer seelischer und geistiger Grundlage und Voraussetzung als der bisherigen einlassen, sondern soll die Pflugschar sein, mit der der Grund des geistigen Lebens im Menschen umgeackert wird — aber nicht daß eine neue Kultur und ein anderer Traum vom Geiste aus ihm hervorwachse. Sie soll den Acker bereit machen zur Aufnahme der Saat, die vom Himmel kommt. Aber wahrlich nicht die Armen im Geiste brauchen sie und das Werk ihrer Enthüllung geistigen Scheinreichtums. Haben jedoch die anderen, die nicht Arme im Geiste sind, sie nötig, um sich ihres trügerischen Reichtums bewußt zu werden? Vielleicht also ist sie wirklich das Ueberflüssigste in der Welt des Geistes und kann in dieser Welt hier nichts anderes sein als Krankheits- und Verfallssymptom.

Das Christentum ist keine Idee. Es hat vielmehr den Idealismus zur Besinnung auf sich selbst gebracht und damit aber auch aus der Welt geschafft — wie sich ein Traum in nichts auflöst, wenn sich der Mensch besinnt, daß er träumt. Der Platonismus lebt geistig zuletzt doch nur von der Idee in ihrer ästhetischen Bedeutung und gipfelt deshalb im Weltanschauunghaben: man muß aber ein Genie sein, um Weltanschauung zu haben, um Platoniker zu sein. Die ästhetische Bedeutung aber verdeckt die Wurzel der Idee, die im Willen und im Ethischen zu suchen ist. Die ethische Idee rückt dem Menschen das „Problem des Lebens" in seiner Subjektivität unmittelbar vor die Augen und setzt an die Stelle der den Geist immer ästhetisch bestimmenden Weltanschauung die immer ethische Bedeutung habende Lebensauffassung. Die Problematizität des Lebens ist im Subjekt und Subjektsein gegeben und fordert darum auch

eine Lösung vom Subjekt aus und für das Subjekt — deren Möglichkeit aber nirgends anders als im Religiösen gesucht werden kann und darf. Das „Kind" ist gewissermaßen die von der Natur vorgeschlagene Lösung des Problems. Nur wird da das Problem nicht wirklich gelöst, sondern die Lösung — aber auch nur wieder scheinbar — bloß hinausgeschoben, von einem Individuum dem andern in der Kette der Entwicklung weitergegeben — aufs Geratewohl. Und es muß ja nicht immer wohlgeraten. Wer übrigens das Problem seines Lebens restlos in seinen Kindern liegen sähe, der wäre auch schon geistig verloren. Freilich, wer einmal Kinder hat, der muß sie auch — was nicht die Natur, sondern der Geist fordert — im Problem seines Lebens immer im Auge und sie und ihre Existenz in das Problem aufgenommen haben. Das Genie, das sich auf den Vorschlag der Natur nicht einlassen will — oder auch manchesmal nicht kann? — versucht es mit dem genialen Werk. Aber es bleibt eben auch hier beim bloßen Versuch. Solange der Mensch geistig im Bann der ästhetischen Idee lebt, hat er die Lebensproblematizität „objektiv" vor sich — weil er sie nämlich in die ästhetische Distanz gerückt hat — und sucht, jedoch vergebens, ihre Lösung in der Objektivität des Weltanschauunghabens, die sich niemals darauf einlassen kann, daß es sich ja um nichts anderes als um sein Problem handelt. Läßt er sich nicht ästhetisch darüber hinwegtäuschen, daß die Lösung dort nicht zu finden ist, dann ist auch schon die „Verzweiflung" da und er zerbricht innerlich an der deutlich eingesehenen Unmöglichkeit der objektiven Lösung. Aber auch die ethische Besonnenheit schützt ihn nicht vor der Verzweiflung. Ja sie treibt ihn erst recht in sie hinein — weil er in ihr, will er sich nicht wieder selbst betrügen, auf die Unmöglichkeit auch einer subjektiven Lösung aufmerksam wird — wenn er es eben versucht, außerhalb des Christentums und seines Geistes der Gnade zur Besinnung auf sich selbst zu kommen. Denn der „Einzelne" — in seiner Entwurzlung aus dem generellen, dem natürlichen Leben: und durch sie ja erst wird er der „Einzelne" — er kann geistig nur in seinem selbstverständlich nicht vermessentlichen, sondern demütigen Vertrauen auf die Gnade existieren. Ein Mensch,

der sein Problem des Lebens innerlich ganz als s e i n Problem eben erfaßt — und nicht dichterisch-philosophisch als das des doch immer nur ideell gemeinten Menschen, als das Problem der „Menschheit" — und der die Schwere und Last dieses Problems ganz und gar auf sich nimmt, der muß an Gott, an das „Entgegenkommen des Du" glauben können — oder er wird wahnsinnig. Das Christentum fordert vom Menschen, ernst zu machen mit einem Leben im Geiste, und dieser Ernst liegt darin, daß das geistige Leben nicht eine Sache und Angelegenheit des Lebens der Generation ist, nicht eine Idee, deren Realisierung in diesem Leben allmählich erfolgte und an der das Individuum eben in Hinsicht auf das generelle Leben mitzuarbeiten hätte, sondern ganz und gar Sache und Angelegenheit des Individuums selbst in Hinsicht auf sich selbst. Kein Mensch kann durch sein Verhältnis zum generellen Leben und i n ihm Christ werden, das Christentum aus dem Leben der Generation empfangen. Keiner darf darauf warten wollen, daß die Generation sich besinnen und dadurch ihn selbst zur Besinnung bringen werde. Es setze aber auch keiner die Hoffnung seines geistigen Lebens auf einen religiösen Erwecker, der kommen und dem Jammer der Zeit ein Ende bereiten soll. Denn das wäre nichts anderes als die verkappte Messiashoffnung — und also Judentum; genau so wie es, nach einer überaus treffenden Bemerkung Josef Hauers, Judentum ist, wenn ein unproduktiver Mensch nach Genialität, eine ästhetisch unproduktive Generation nach dem Genie sich sehnt. Darum — wer das Leben des Geistes wirklich lebt, beruft sich auch niemals auf die Nation, der er in der Erdgebundenheit seiner Existenz angehört. Wie der Täufer Johannes zu den Juden in der Wüste sagte: Stützt euch nicht darauf, den Abraham zum Vater zu haben, denn ich sage euch, daß Gott vermag, aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken (Matth. 3, 9). Geist ist nichts „Bodenständiges". Der Wind weht, wo er will, und seine Stimme hörst Du, aber Du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht, und so ist jeder, der geboren ist aus dem Geiste, sagt Jesus zu Nikodemus. Wer im natürlichen Leben wurzelt, weiß zwar, woher er kommt, oder meint wenigstens es zu wissen, aber nicht, wohin er geht. Der

im Geist Wiedergeborene weiß seine Herkunft und sein Ziel und beides ist gewiß nicht das Leben der Generation, dem er total entwurzelt ist. Es gibt kein rassen- und nationalbedingtes Christentum, sondern nur den einen Geist des Wortes und Lebens Jesu, der über allen Nationen steht und sie alle in sich vergehen läßt — und daneben freilich auch ein romanisches, deutsches, russisches Mißverständnis dieses Geistes. Wer das Leben des Geistes lebt, der wird zum „Heimatlosen" in dieser Welt nach dem Vorbilde seines Herrn: denn die Füchse haben ihre Gruben, die Vögel unter dem Himmel ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Das Christentum gibt nicht dem Leben der Generation — das natürliches Leben ist und bleibt, jenen einzigen Fall des von Gott auserwählten Volkes ausgenommen — sondern der individuellen Existenz einen Sinn und in seinem Geist erst wird die „Individualität", die in ihrem Verflochtensein ins natürliche Leben immer nur ein niemals ausgeführter Plan und Entwurf ist, realisiert. Das Christentum des einzelnen Menschen aber, auf das es allein ankommt, ist selbstverständlich auch keine Idee und kein Verhältnis zu einer Idee, vielmehr seine persönliche im Ganzen der Existenz zum Ausdruck kommende Stellungnahme zur Tatsache des Lebens und Wortes Jesu. Auf diesem Moment der Persönlichkeit liegt alles Gewicht. Es kann im Christentum in keiner Weise ausgelassen oder umgangen werden. Denn läßt man es aus, verlegt man also den Schwerpunkt ins generelle Leben, dann hat man es auch nicht mehr mit dem Christentum zu tun. In Geistesverlorenheit sinkt man in den Traum vom Geist zurück. Wenn ein Mensch sein geistiges Leben in der inneren Einstellung seiner Existenz auf ein Verhältnis zur Idee hat, so ist das etwas ganz anderes, als wenn er es in ein persönliches Verhältnis zu etwas Persönlichem stellt. Das Christentum dreht sich wesentlich um die Persönlichkeit des Lebens und Wortes Jesu. Das ist nun eben der große Unterschied und Gegensatz des „heidnischen" und des „christlichen" Lebens im Geiste. Zu wem könnte denn ein Mensch in ein persönliches Verhältnis treten, um darin sein geistiges Leben zu haben und nirgends sonst? Zu Platon oder Mozart oder

Goethe? Sie sind tot. Man wird freilich auch sagen, Christus sei seit beinahe zwei Jahrtausenden tot. Aber das ist nicht wahr. Und man wird sagen, Platon, Mozart und Goethe und all die andern Genies seien zwar gestorben, aber ihre Werke leben weiter. Aber das ist wieder nicht wahr. Denn das geistige Leben dieser Werke ist tot, und was wir in ihnen bewundern, ist wie der am Abendhimmel lang hinleuchtende Nachglanz einer längst untergegangenen Sonne, zu dem wir voll Sehnsucht emporblicken. Christus hat kein „unsterbliches" Werk hinterlassen, von dem Generationen und Generationen geistig zehren könnten. Aber er ist auferstanden vom Tod und ist bei uns bis ans Ende der Tage. Die „Generation" muß ihre ganze Lebenshoffnung einerseits auf das Nichtversiegen der unterirdischen Quellen des sexuellen Lebens, andrerseits aber, weil sie ja doch als menschliche Generation ein Verhältnis zum Geist braucht, um zu bestehen, auf das Genie setzen. Der „Einzelne" jedoch, der ganz der „Einzelne" geworden ist — wenn auch keineswegs der absolut Einsame und All-Eine — er kann seine Lebenshoffnung auf nichts anderes als das Leben und Wort Christi stützen, dadurch eben der „Einzelne" werdend. Oder er baut sein geistiges Leben in den Raum des Wahns und der Illusionen hinein. Wer noch ganz ins Leben der Generation hineinverwurzelt ist und in ihm aufgeht — wie beispielsweise der mongolische Mensch — der kann nicht anders als die Unsterblichkeit seines Lebens in seinen Kindern sehen: unsterblich ist, wer Vater ist. Das beruht selbstverständlich auf einem Perspektivenfehler, denn dieser vor allem für die Mongolen typische Glaube an die Rassenunsterblichkeit ist nichts anderes als eine in die Geistigkeit der menschlichen Existenz hineingebaute, einerseits von ihr geforderte, andrerseits aber wieder vor ihrem Durchbruch schützen sollende biologische Illusion. Der im Geist Wiedergeborene hat alles Väterliche und Vatersein-Wollen von sich getan und ist ganz Kind geworden — Kind Gottes, wozu ihn Gott in seiner Liebe durch das Wort geschaffen hat. Wie die Kinder zu werden, fordert das Evangelium von uns und wir werden es durch unsern Glauben an Christus, durch den Glauben an das fleischgewor-

dene Wort. Das Wort Jesu war nicht die Verkündigung einer Idee, wie es das Wort der Dichter und Philosophen ist, sondern unmittelbar die Offenbarung des geistigen Lebens in seiner Realität. Es war und ist das „Wort Gottes", das nicht vergehen wird, wenn auch Himmel und Erde einmal vergangen sein werden. Und das Leben Jesu war auch kein Leben des Geistes in der Idee, wie bei Dichtern und Philosophen und den Weisen dieser Welt, sondern, eins mit dem Wort und fleischgewordenes Wort, das Leben des Geistes selbst in seiner Realität, das den Menschen aufrüttelt aus seinem Traum vom Geist zur Wirklichkeit, zum Ernst des geistigen Lebens. Gewiß entspringt auch das Wort der Dichter und Philosophen dem persönlichen Leben. Aber, indem es eben zum dichterischen oder philosophischen Wort wurde, löste es sich von diesem ab und spricht darum auch niemals zur „konkreten" Persönlichkeit im Menschen, sondern zur „ideellen", d. h. zu der im Menschen liegenden, aber eine bestimmte Entwickeltheit des Vorstellungslebens voraussetzenden Möglichkeit, vom dichterischen oder philosophischen Wort angesprochen zu werden. Es gibt kein ärgeres Mißverständnis der Worte des Evangeliums, als wenn man sie irgendwie dichterisch oder philosophisch nimmt. Sie sind das persönlichste Wort, das jemals in der Welt gesprochen wurde — und eben schon darum undichterisch und unphilosophisch — das „Wort" in seiner Persönlichkeit schlechthin. Sie wenden sich unmittelbar an die konkrete Persönlichkeit im Menschen und von ihnen sich angesprochen wissen heißt buchstäblich hierin zur „Konkretion" seiner Persönlichkeit kommen. Dem Wort der Dichter und Philosophen innerlich verschlossen bleiben hat eine natürliche Ursache und kann niemals einem Menschen als Schuld angerechnet werden. Dem Wort Christi aber verschlossen sein hat einen geistigen Grund und ist und bleibt des Menschen Schuld.

Und diese Schuld lud die abendländische Menschheit auf sich. Sie hat es längst vergessen — oder niemals gewußt? — daß wir alle von der Gnade des Wortes leben, sie verlor den Glauben ans Wort — ihre ganze Wissenschaft, aber nicht nur sie, bezeugt es — sie wurde gottlos und unmenschlich und daran geht

sie geistig zugrunde. Sie benimmt sich freilich wie ein Sterbender, der an seinen Tod nicht glaubt und meint, das habe ja noch Zeit. Aber sie besinne sich nur einmal auf sich selbst. Sie nehme löffelweise — denn anders vertrüge sie es nicht — die bittere Medizin ein, die ihr der der Geisteskrankheit des Menschen kundige Arzt darreicht, der das Buch von der Krankheit zum Tode schrieb, das tiefste, das jemals über das Wesen des Menschen geschrieben worden ist. Weil sie geistig zugrundegeht, richtete sie sich auch politisch, wirtschaftlich und biologisch zugrunde. Denn Politik und Wirtschaft liegen immer nur an der Oberfläche des Geschehens und werden am letzten Ende von dessen Tiefe im Geist bestimmt. Sie wollte — nur wußte sie das nicht und weiß es bis heute nicht — das Ende ihrer Kultur nicht überleben. Und so versuchte sie denn ihren in der Geschichte beispiellos dastehenden Selbstmord. Die Wissenschaft hat das ihrige redlich-unredlich dazu beigetragen, Sterben und Tod, ihm alle Bedeutung nehmend, leichter zu machen. Wer fühlte jetzt nicht — in einer Zeit, die ihren Krieg durch die Künste ihrer Diplomatie nicht verhindern konnte, wie sie durch sie kaum wieder zu ihrem Frieden zu kommen vermag — wer fühlte jetzt nicht den „Ernst der Zeit?" Aber das ist es eben: ihn erfaßt man, vielleicht sogar auch noch den Ernst des Augenblicks — wie viele aber verraten, daß sie vom Ernst der Ewigkeit wissen? Was ist für die meisten, wenigstens scheint es so, das Ewige anderes als ein schöner Traum der Dichter und Philosophen, dieser wirklichkeitsfremden Menschen, die in dieser Welt nicht zuhause sind? Ein Traum und darum ohne Ernst. Was die Ewigkeit der Dichter und Philosophen betrifft, so wäre das an und für sich ja ganz richtig. Nur müßte man auch wissen, wo der Ernst liegt. Hier im Getriebe dieser Welt? Im Augenblick berühren sich Zeit und Ewigkeit. So viele, die wohl den Ernst des Augenblicks erfassen, erfassen darin wieder nur den Ernst der Zeit — aber nicht den der Ewigkeit. Sie sind im Zeitlichen ganz befangen, in der Erdgebundenheit unsrer Existenz, über die sie nicht hinaussehen, die ihnen sogar unsre Geistesgebundenheit unfühlbar zu machen scheint. Sie wissen es nicht, daß im Augenblick sich Zeit und

Ewigkeit berühren, daß die Zeit ihren Ernst vom Ernst der Ewigkeit empfängt — einer Ewigkeit aber, die etwas anderes ist als der Traum der Dichter und Philosophen, der ja nun endgültig ausgeträumt ist in Europa — sodaß die Ganzgescheiten dieser Zeit, die sich das denn doch nicht länger verhehlen können, bereits daran denken, bei den Mongolen eine geistige Anleihe aufzunehmen, und ihre ganze Hoffnung auf eine Kulturassoziierung des chinesischen Menschen mit dem europäischen setzen, um das Christentum, mit dem sie ja sowieso nichts Rechtes anzufangen wissen, für den Kungfutse oder Laotse auszutauschen. Was ist den Menschen dieser Zeit die Ewigkeit? Ein billiger Trost für das zu opfernde Individuum. Und wenn sie selber nicht das Opfer sind, dann — ja dann ist ihnen auch die Ewigkeit nichts. Der kulturelle und politische Bankerott Europas ließ die soziale Frage, diese schleichende Krankheit im Körper der Menschheit, akut werden. Erleben wir es nicht, wie auf einmal die Natur still steht auf ihrem Weg zum Geiste und ihren Entwurf der Individuen preisgibt? Was über Europa kam und noch kommt, zwei sahen es voraus, zwei, die das Heil des Menschen im Geist des Christentums suchten: Kierkegaard und Dostojewsky. Der große und auch noch in seiner national-chauvinistischen Befangenheit große Russe sah lange vor diesem Krieg Europa am Vorabende seines Falles angelangt, eines Falles, der wie er im „Tagebuch eines Schriftstellers" schreibt, ausnahmslos allgemein und furchtbar sein wird. Er sah den „großen, endgültigen, abrechnenden, politischen Krieg", dem die in Europa sich abspielende „Komödie der bourgeoisen Vereinigung", die sich selbst „für die normale Formel menschlicher Vereinigung auf Erden" zu halten schien, nicht standhalten werde. Aber tiefer noch als er erfaßte den Sinn der „Nivellierung" Kierkegaard, der sie, die doch vom „Bösen" kommt, wider ihren Willen dem Dienst des Geistes und der geistigen Entscheidung des Menschen unterworfen sah.

Es liegt in der Geistigkeit unsrer Existenz, daß das Leben des Menschen in dieser Welt auf eine Frage hinausläuft. In der Fragwürdigkeit dieses Lebens kommt der Geist zum Durchbruch. Die Antwort aber auf die Frage? Die Menschen sind merk-

würdig, sie warten wirklich noch immer auf eine Antwort. Und ist die nicht längst, vor beinahe zweitausend Jahren schon, gegeben worden? Und wissen sie es auch heute noch nicht, daß der Geist in ihnen nicht nur das Fragende, sondern vor allem, weil nun schon einmal die Antwort gegeben ist, das für sie S i c h e n t s c h e i d e n d e ist?

ANMERKUNGEN

Die Geburt des Religiösen und *Religion und Kirchentum* von Carl Dallago bilden das 2. und 3. Kapitel des zweiten Teils seines Werkes „Der große Unwissende".

Die *Bruchstücke* von Anton Santer erscheinen hier — zunächst sporadisch — als Folge und Nachlese zu einem Buch desselben Autors, das das Schicksal einer geistigen Wanderschaft erzählt und unter dem Titel „Nachruf" im Brenner-Verlag erscheinen wird.

Die Ausführungen Dostojewskis, die unter dem Titel *„Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste"* wiedergegeben sind, sind — übersetzt von E. K. Rahsin — in den „Literarischen Schriften" der Piper'schen Gesamtausgabe enthalten.

Kierkegaards *„Die Sünderin"* — übersetzt von Theodor Haecker — steht hier als eine der „Drei Reden beim Altargang am Freitag", die 1849 in Kopenhagen erschienen sind und ohne deren Kenntnis die Vielgestalt seiner Persönlichkeit, die zwischen geistlicher Inbrunst und jener letzten und äußersten Sprungbereitschaft in die Entscheidung des „Augenblicks" alle Stadien religiöser Bewegtheit durchläuft, nicht vollends wahrzunehmen ist.

Bei der Abhandlung *„Kultur und Christentum"* von Ferdinand Ebner ist zu berücksichtigen, daß sie das letzte (sechzehnte) Kapitel seines im Brenner-Verlag erscheinenden Werkes „Das Wort und die geistigen Realitäten" darstellt.

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

DIE BALLADE VOM PAPAGEI
COUPLET MACABRE

Worte und Melodie von KARL KRAUS
Entstanden 1915 / Preis K 7.50 (M 4.50)

Der gesamte Reinertrag fließt dem „Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten" und dem Arbeiterverein „Kinderfreunde" in Wien zu.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERTSRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 30.— (K 48.—)
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 60.— (K 130.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom
VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44